

# Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Heil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

## Sonnenwende.

Roman von Marie Bernhard.

Kochdruck vorbehalten.  
Alle Rechte vorbehalten.

(10. Fortsetzung.)

Wilhelm, was wollte der Herr Direktor von Dir? Doch nichts Unangenehmes vorgefallen?"

Frau Christine Remmler, eine zarte Gestalt im Anfang der vierziger Jahre, mit einem farblosen, gutmüthigen Gesicht, trug ihrem Mann eine kurze gestopfte Pfeife und einen Topf mit Kaffee an den Tisch: dazu sah sie ihm besorgt nach den Augen.

„Nein, nein, Tüchchen! Kamst ruhig sein! Ich thu' meine Pflicht, das wissen der Herr Direktor, daher kommen wir zwei auch nicht aneinander. Er hat mir bloß zu wissen gethan, daß heut für Nummer achtundfünfzig Blumen ankommen sollen.“

„Nummer achtundfünfzig? Das ist ja doch der Schönfeld?“

„Ja, der Schönfeld!“

„Und dem wollen sie Blumen aufs Zimmer stellen?“

„Ja, — Blumen!“

Die Frau schlug die Hände zusammen.

„Mann, ich bitt' Dich, sit' nicht so da wie ein Delgöb' und laß' Dir die Worte buchstabeweis' aus dem Munde ziehen! Sag' mir, was Du weißt! Hat er irgendwo eine Liebste?“

Remmler nahm einen Schluck Kaffee zu sich und that ein paar heftige Bzüge aus seinem Pfeischen.

„Ihr Weiber, Ihr! Immer gleich Liebhaftesten! Nein, da kennst Du den Direktor schlecht, zu so was giebt der sich nicht her, wär' auch gegen jedes Neglement! Die Liebste,

10.

die auf Nummer achtundfünfzig neuer Prediger, und aus guter Meinung thut er das! Er will nicht haben, daß die arme, verlorene Sünderseele so mir nichts dir nichts in die Hölle fährt, und darum wirbt er um sie, als wär's wirklich seine Liebste. Ich hab' ja auch schon Bücher von ihm hintragen müssen!“

„So? Davon hast Du mir aber nichts gesagt, Wilhelm!“

„Du was soll ich Dir alles erzählen? Damit es die Webern und die Bartschin und die Winzern nach zehn Minuten erfahren?“

„Warum nicht gar die Bartschin! Nein, die Bartschin schon gar nicht, mit der hab' ich mich Mittwoch erzählt, und die Winzern ist ein Flappermaul!“

„Um!“

„Was hat denn der Schönfeld gesagt, wie Du ihm die Bücher brachtest?“

„Der — und sagen! Und zu mir noch! Au mich wendet der nicht viel, der hat's mit der höheren Bildung, in dessen Augen bin ich doch bloß eine ganz ordinäre Kreatur. Ein Schließer beim Gefängniß und ein — wie sagen sie doch gleich? — ein Parteiführer! Ja, aber diesmal hat er doch was verlauten lassen, gefragt hat er, ob der Herr Prediger denn nicht wiederkäme!“

„Ach du liebe Zeit! Dann will er sich gewiß von seinen Sünden belehren lassen!“

„Na, danach hat er mir gar nicht ausgehört; ich will Dir's sagen, was es bei ihm



„Liebesgruß.“

Nach einem Gemälde von A. Zoulémowicz.

war: neugierig ist er! Wie ich neulich die Gefangenen im Hof ihren gewöhnlichen Gang machen ließ, — natürlich Nummer achtundfünfzig abgefordert von den andern, als schwerer Raubmörder, — da hat er zufällig gehört, wie zwei zusammen über unseren neuen Herrn Pfarrer sprachen, daß er ein Adliger und mit seinem Vater und der ganzen vornehmen Verwandtschaft entzweit wär', weil er hat geistlich werden wollen und nicht Offizier, bloß um deswillen, weil er den lieben Gott über alles setzt und ihm allein dienen will, und wie er so schön ist und gut und jedem Armen überreichlich giebt, und wie er mit seiner Rede den Leuten kann das Herz herumdrehen — und so allerhand noch von ihm — da hat Nummer achtundfünfzig den Kopf hingedreht und zugehört, das sah ich wohl, und nun möcht' er gern den geistlichen Herrn wiedersehen — siehst Du wohl!"

Ein scharfer Glockenzug setzte Remmlers Rede ein Ziel; Frau Christine ging durch das große, saubere, zweifelhafte Zimmer in ihre kleine Küche und schloß die Thür auf.

Ein Dienstmann mit einem großen Tragkorb trat ein und begann unverweilt auszapfen — Blumen, nichts als Blumen, eine ganze Flora, ein Stod immer schöner als der andere.

Frau Remmler schlug wieder die Hände zusammen.

„Nein, aber die Pracht! Mann, so komm' doch und sieh! Wahrhaftig — Klieder — und Beilchen — und Maiblumen — und sonst noch allerlei!"

„Ja, ja," sagte der Dienstmann, „solch 'ne Bescherung habt Ihr wohl noch nie hier im Gefängniß gehabt! Da muß einer lieb' Kind bei den hohen Herren sein, oder aber, sie machen ihn bald 'nen Kopf kürzer und thun ihm zuguterletzt noch dies und das an. So soll's ja immer sein, wenn einer zum Tod verurtheilt wird. Aber Blumen für so 'ne Kanaille, na, das müßt' mich trösten! Guten Tag auch!"

Damit schob er sich zur Thür hinaus.

Remmler setzte mit einem Seufzer sein Pfeifchen weg.

„So, Mutter, ich muß das gleich rüber besorgen! Gieb mir das Gretchen mit.“

„Das Gretchen? Zu einem Mörder?“

„Das Gretchen zum Tragen von den Blumen! Laß doch den armen Sünder ihr liebes, unschuldiges Gesichtchen sehen! Er öffnete das Fenster, das auf ein kleines, sorgfältig bestelltes Gärtchen sah.“

„Gretchen!“

„Ja, Vaterchen!“ gab eine Kinderstimme zurück.

„Komm' einmal herein! Ich hab' was für Dich zu thun!“

Ein blondes Kind von zwölf Jahren, dem der dicke Zopf über den Rücken hing, kam in die Küche gesprungen und blieb wie versteinert an der Schwelle stehen.

„Ach, die Blumen!“ sagte es endlich ganz gepreßt. „Die himmlischen Blumen! Vaterchen, wer soll die denn haben?“

„Einer von den armen Gefangenen, Grete! Unser Herr Pfarrer schickt sie ihm!“

„Der Herr Pfarrer! Vaterchen, er hat neulich mit mir gesprochen, ganz lange, kann ich Dir sagen. „Bist Du Gretchen Remmler?“ fragte er zuerst — und wie alt ich bin — wo ich zur Schule geh' — ob ich schon der Mutter helfe — und über meinen Zopf hat er sich so gekreut! So schön und so gut, wie der aber auch ist, ist kein anderer Prediger! Und nun sollen wir zusammen die Blumen hintragen, ja?“

„Jawohl, Grete! Hier, such' aus, was Du am leichtesten tragen kannst, die schweren nehme ich!“

Vater und Tochter hatten einen ziemlich weiten Weg von der Schließerwohnung bis zu der Abtheilung für die „schweren Gefangenen“. Treppauf und -ab ging's, über lange, halbdunkle Gänge und wunderliche Winkel — das Gefängniß war ein altes, weitläufig gebautes, wetterfestes Haus — oft mußte Gretchen ihre blühende Last ablegen, um ein wenig Athem zu schöpfen. Endlich war man an Ort und Stelle. Remmler setzte alle Töpfe zur Erde, hieß sein Töchterchen daselbe thun und öffnete die Zellenthür mit einem Schlüssel des umfangreichen Bundes, den er am Gürtel trug.

Schönfeld saß, mit beiden Ellbogen aufgestützt, an seinem Tisch und las. Er war so vertieft, daß er seine Augen erst von dem Buch erhob, als Remmler dicht vor ihm stand.

Er empfand eine gewisse Vorliebe für den Schließer, der seine Gefangenen nie, um sich ein Ansehen zu geben, barsch an-

ließ, auch nie mit seiner Stellung Mißbrauch trieb, sondern die Leute alle ohne Ausnahme mit immer gleicher, etwas wortfarger, aber nicht unfreundlicher Art behandelte.

„Zu solch' ungewöhnlicher Stunde, Herr Remmler?“ fragte der Gefangene erstaunt.

„Sehen Sie nur, was ich Ihnen bringe!“ sagte der Schließer lächelnd. „Komm' herein, Grete!“

Und sie kam und schleppte mit freudestrahlendem Gesicht eins nach dem andern herein: Beilchen und Maiblumen, Tazetten, Hyazinthen und das Fliederbäumchen; nacheinander stellte sie alles auf dem großen schlichten Holztisch auf, und dann trat sie zurück und sah dem Gefangenen nach den Augen.

Die leuchteten ganz seltsam, wie sie nach den Blumen schauten, — sie hatten wohl lange keine mehr erblickt. Scheu stand der Mann, der nicht gezögert hatte, ein Menschenleben zu vernichten und seine Hände nach fremdem Eigenthum auszustrecken, gleichviel, zu welchem Zweck — scheu stand er von fern und sah zu den Blumen hinüber, die ihren lieblichen Duft ebenso verschwenderisch in der Zelle des Verbrechers ausströmten wie vor wenigen Stunden in dem reizenden Boudoir der schönen Annie Gerold.

„Unser Herr Prediger schickt sie!“ unterbrach endlich Remmler die tiefe Stille.

Der Gefangene neigte ein wenig sein Haupt zum Zeichen, daß er verstanden habe, und sagte nach einer kleinen Weile, wie zu sich selber redend:

„Hab' ich doch den Anblick noch vor meinem Tode!“

Remmler winkte ihm mit den Augen nach Gretchen hin, er möge nicht weiterreden, zugleich vernahm man aus der gegenüberliegenden Zelle ein anhaltendes starkes Klopfen gegen die Thür und eine dumpfe Stimme, die unverständliche Worte rief.

Der Schließer öffnete die Thür zum Flur und horchte hinaus.

„Herr Remmler!“ klang es jetzt vernehmbar herüber. „Sind Sie nicht hier? Ich habe doch deutlich Schritte gehört, und Ihren Tritt kenne ich ja!“

„Ich bin hier!“ rief Remmler zurück. „Was wollen Sie von mir?“

„Bitte, kommen Sie auf ein paar Minuten zu mir, ich habe Ihnen etwas zu sagen!“

Der Schließer blickte unschlüssig von Schönfeld auf Gretchen.

„Wo soll ich Dich solange lassen, Kind?“

„Mich?“ fragte die Kleine verwundert. „Ich bleibe hier, Vaterchen, und helfe, die Blumen ordentlich aufzustellen!“

„Nun gut! Ich werde mich beeilen, bald wiederzukommen!“

Damit ging er, die Thür hinter sich verschließend.

Gretchen Remmler war klein für ihre zwölf Jahre, ein zierliches, zartes Kind. Das schönste an ihr waren die großen blauen Kinderaugen, in denen ein ganzer Himmel von Unschuld und Güte lag. Eltern, Lehrer, Mitschülerinnen, Gespielen — keines von ihnen konnte dem Blick dieses Kindes auf die Dauer widerstehen, es war, als sähe man durch einen kristallklaren Spiegel geradeswegs in das kleine Herz hinein, wie es nur Wohlwollen, Vertrauen und Liebe in sich barg.

Mit diesen Augen blickte das Kind jetzt an dem vor ihm stehenden Mann in die Höhe, und diesem wurde seltsam zu Muthe dabei. Immer, von Jugend auf schon, hatte er Kinder lieb gehabt und sich gern mit ihnen abgegeben. Kinder und Blumen! Eine merkwürdige Liebhaberei eines zum Tode verurtheilten Verbrechers und Mörders!

Blötzlich kam ein banger, ängstlicher Ausdruck in Gretchens Gesicht, sie erinnerte sich der halb geflüsterten Worte des Mannes, der da vor ihr stand, als er die Blumen gesehen hatte, und wie der Vater ihm ein Zeichen gemacht hätte, er solle schweigen . . . das hatte sie recht gut bemerkt!

Sie setzte ein paar Mal an, um zu sprechen, und ihre kleine Brust hob und senkte sich rasch unter ihrem beschleunigten Athem. Endlich fragte sie stockend und so leise, daß Schönfeld sich tief zu ihr niederbeugen mußte, um sie zu verstehen:

„Ist das wahr, was Du eben gesagt hast, daß Du sterben mußt?“

Es that dem Mann leid, daß die Kleine seine Worte verstanden hatte, aber nun war es zu spät! Sie würde andere fragen und dennoch die Wahrheit erfahren, selbst wenn er sie ihr jetzt verschwiege. Und so nicht er und sagte: „Ja!“

Das Kind sah ihn scheu von der Seite an, und es war,

als wenn es von ihm zurücktreten wollte, aber dann bezwang es sich und sagte sehr ernst:

„Beteft Du denn auch viel zum lieben Gott, daß er Dich in seinen Himmel hineinnimmt?“

Ein bitteres Lächeln verzog die Züge des Gefangenen.

„Von so bösen Sündern, wie ich einer bin, will Dein lieber Gott gar nichts wissen, mein kleines Mädchen.“

Zurchtlos, mit leuchtendem Blick, sah ihm das Kind von neuem ins Gesicht.

„Dann weißt Du nichts von ihm und kennst ihn gar nicht, wenn Du das sagen kannst! Liebt Du denn nie in der Bibel? Da steht von sovielen Bösen, die alle schwere Sünden gethan haben, und der liebe Gott hat ihnen doch verziehen und sie alle, alle in den Himmel genommen. Und wenn unser Herr Prediger Dir verziehen hat — verziehen muß er Dir haben, hätte er Dir sonst all die Blumen geschenkt? — wie soll Dir unser Gott nicht verzeihen, der tausendmal besser und schöner ist als alle Menschen auf der Welt zusammen? Siehst Du wohl, jetzt thut es Dir leid!“

Gretchen war allmählich in Eifer gerathen, und tausendmal berebter als ihre Worte sprachen ihre Augen, aus denen die heiligste, unerlöschlichste Ueberzeugung redete, die nur aus einem gläubigen Kinderherzen kommen kann. Und als sie nun sah, wie der Mann vor ihr saß im Gesicht wurde und sein Mund zu zucken begann, da hatte sie triumphirend geschlossen: „Siehst Du wohl, jetzt thut es Dir leid!“

Ja, es that ihm leid! Das blonde Kind vor ihm, das mit seinem klaren Stimmchen aus seinem kleinen, einfältigen Herzen heraus so eindringlich zu ihm sprach, und der Blumenduft, der ihn sanft umschmeichelte, der Sonnenstrahl, der warm und golden durch das Fenster sah, rüttelten an seiner Seele. Desnueten sich nicht dort die Blumenkelche, und stiegen aus ihnen nicht Traumgestalten auf, die er lange, lange für immer begraben wäunte? Fromme Wünsche und gute Vorsätze aus Kindertagen, ach, und fernes, fernes Kirchengeläut und liebe, halbvergessene Gesichter, und endlich die Gestalt, die Stimme, die er nicht hätte von sich bannen können, ob er's auch noch so ernstlich gewollt, die Gestalt und Stimme des Mannes, den er mit Spott und Hohn von sich gewiesen und der kein hartes Wort für ihn zur Erwiderung gefunden, der ihm Bücher geschickt und Blumen und ihn voll tiefen Erbarmens angesehen hatte aus seinen schönen, mitleidigen Augen! Es konnte diesem Prediger doch gleichgültig sein, was am Ende mit der sündigen Seele eines Verworfenen geschah, aber es war ihm nicht gleichgültig. Der Verbrecher hatte es gefühlt, nein, gewußt, vom ersten Augenblick an: aus diesem Manne sprach nicht der berufsmäßige Eifer des Priesters, der seinem Namen mit der Befehung eines Sünders Ehre machen will . . . der Geist der Liebe sprach aus ihm, der alle kennt und alle umfaßt, ob sie sich ihm noch so störrisch entziehen, das feste, unerlöschliche Gottvertrauen, das da spricht: „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!“

Als der Schließer Remmler sich von dem andern Gefangenen, der über Fieber und Lungenstiche gellagt und den Gefängnißarzt verlangt hatte, endlich frei machen konnte und die Zelle Schönfelds wieder betrat, bot sich ihm ein überraschender Anblick. Der zum Tode verurtheilte Verbrecher hielt Gretchen im Arm, und das Kind schmiegte seinen blonden Kopf so zutraulich an ihn, als läge es an seiner Mutter Brust. Als der Vater hereintrat, hob sie ihr Gesichtchen zu ihm empor und sagte ruhig und freundlich:

„Vaterchen, dieser hier will so gern unsern Herrn Prediger haben! Darf ich hingehen und ihn holen?“

11.

Frau Agathe Lamprecht trat, etwa zwei Stunden nachdem Annie ihren Auszug nach Heinrichslust unternommen hatte, in Theklas Zimmer, in welchem die Besitzerin dieses Zimmers saß und so vertieft in Lessings „Erziehung des Menschengeschlechtes“ war, daß sie gar nicht auf die Eintretende acht gab.

Agathe war nicht gewillt, wie sonst manchmal, wenn das gelehrte Fräulein in seine Studien vertieft war, geräuschlos und rücksichtsvoll davonzuschleichen. Die Dame sollte durchaus sehen, was sie — Agathe Lamprecht — in der Hand trug, und mit ihr Meinungen austauschen, von wem es kommen und was es wohl bedeuten könnte; der alten Getreuen war das Herz übervoll, das

„Bögeldchen“ war ausgeflogen, ihr „Alter“ hatte so wenig Verständnis für zarte Angelegenheiten, . . . Thekla mußte herhalten, das stand fest, ganz fest!

Der gute Hausgeist räusperte sich bescheiden, — es half nichts! Die „Erziehung des Menschengeschlechtes“ hatte die aufmerksame Leserin in ihre Fesseln geschlagen und ließ sie nicht los. Ein zweites Hüfteln, weit bedeutamer und nachdrücklicher, wurde laut. Thekla blickte mit zusammengezogenen Brauen empor, aber ihre Miene erheiterte sich, als sie das lebende Bild gewahrte, welches sich ihr bot: die alte Agathe, die in der rechten Hand, weit von sich gestreckt, als wenn sie sich damit zu verlegen fürchtete, einen großen, herrlichen runden Blumenstrauß hielt, von einer kostbaren gestickten Spitze umgeben und unten von einer sehr breiten Möirefchärpe von zartestem Rosa zusammengehalten. In der andern Hand hielt sie einen Brief mit vorsichtig gezipften Fingern, als wäre er ein feuergefährlicher Gegenstand.

„Wie sehen Sie denn aus?“ lächelte Thekla und legte den Lessing fort. „Wie ein verblüffter Hochzeitsbitter weiblichen Geschlechts. Was soll denn das?“

„Ein Lohndiener hat's gebracht, ein fremder. Für unser Anniechen!“ — Agathe vermochte in ihrer Erregung nur in abgebrochenen Sätzen zu sprechen und flüsterte so gepreßt, als wenn sie das größte Staatsgeheimniß verriethe. „Was soll ich nun bloß thun, Fräulein Thekla?“

„Thun? Dem Menschen ein Trinkgeld geben.“

„Das hab' ich ja schon gethan.“

„Dann den Strauß in eine Vase setzen — nicht so nahe — dort außs Fenster — und ruhig abwarten.“

Diese kaltblütige Auffassung war keineswegs nach Agathens Sinn.

„Aber nun der Brief?“

„Den legen Sie säuberlich daneben — so!“

„Ach Gott, Fräulein Thekla, von wem kann er sein? Passen Sie auf, jetzt nehmen sie uns bald unser Bögeldchen weg!“

„Kann schon sein!“ Thekla unterdrückte einen Seufzer.

„Das ist ja aber nicht das erste Mal, daß wir so etwas“ — sie winkte mit den Augen nach dem Fenster hin — „ins Haus bekommen!“

„Das nicht, — aber — ich weiß auch nicht, — mir kommt es so vor, als wenn das Bögeldchen selber Lust hätte, auszuliegen. Wär's denn auch ein Wunder? Ihre Mutter, die war noch kaum so alt, da wußte sie schon, wen sie haben wollte, — und wenn ich mir die drei Herren von gestern bedenke, . . . Fräulein Thekla, auf welchen von den dreien haben Sie Verdacht?“

Die Gefragte mußte wieder lächeln.

„Seien Sie doch kein solch' altes Fragezeichen, Agathe! Können Sie es denn nicht ruhig abwarten?“

„Nein, das kann ich nicht! Wie soll es mir einerlei sein, wen mein Anniechen zum Mann nimmt! Gott, Gott, mir drückt es das Herz ab! Wollen Sie sich nicht den Brief noch einmal ansehen, Fräulein, ob Sie vielleicht die Handschrift kennen? Soll ich ihn reichen?“

„Nein, das lassen Sie bleiben! Man erfährt das alles zeitig genug!“

„Wenn ich nicht wüßte, Fräulein Thekla hätten ebenso gut ein Herz wie jeder andere gewöhnliche Mensch, dann müßt' ich jetzt daran zweifeln! Wer weiß nun, wo das Kind herumtrödelt in Heinrichslust und ihre Frau Weiland sucht und nicht findet und sich Gedanken macht, und ahnt gar nicht, was hier auf dem Fensterbrett für sie parat steht! Wenn es doch nicht der große, ernste Herr wäre, der gestern bei uns Klavier gespielt hat! Ich hab' ihn oft auf der Straße getroffen, immer so finstere Augen macht er und ist immer in Gedanken und sieht keinen Menschen recht an; das ist kein Mann für unser Kind! Musik machen, ja, das kann er, und Vater soll er sein; ob er aber eine Frau ernähren könnte?“

„Zehn Frauen, Alte, nicht bloß eine!“

„Na, Gottlob, in der abscheulichen Türkei leben wir hier nicht! Also er könnte es? Wenn auch! Mir gefällt der andere besser, der Schöne, Blonde, so mild und gut sieht der aus, und künftigen Sonntag geh' ich in seine Predigt. Da läutet es wieder — das Bögeldchen ist das nicht, bei der klingt es anders!“

Es dauerte eine Weile, ehe Agathe wieder hereinkam, aber Thekla nahm dennoch ihr Buch nicht wieder auf. Sie war nachdenklich geworden, sie beschäftigte sich innerlich mit Annies



Der Apfel des Paris.

Nach einem Gemälde von G. Pelli.

Schickal, und sinnend ruhte ihr Blick auf den halberöffneten blaffen Rosen des schönen Straußes, die einen schwachen, süßen Duft bis zu ihr sendeten.

Die Thür that sich auf und Agathe erschien von neuem.

Bis auf wenige Füge war es dasselbe Bild: wieder hielt sich die Getreue in der weit fortgestreckten Rechten ein Bouquet vom Leibe, wieder hatten ihre Fingerspitzen einen Brief gefaßt, wieder malte sich namenlose Wißbegierde auf ihrem Antlitz, nur war dieser Ausdruck jetzt mit einem gewissen rathlosen Entsetzen gepaart, und das Bouquet wies nicht wie das erste einen Reichthum wundervollster Rosen und eine feine Zusammenstellung zarter Farben auf, sondern es war ein radgroßes Ungethüm, aus den seltensten fremdartigen Blumen gebildet, offenbar sehr kostspielig, aber ohne besondere Wahl geordnet.

Thekla legte sich in ihren Sessel zurück und lachte herzlich.

„Nun, Agathe, ich bitte Sie, versuchen Sie's, ein etwas geistreicheres Gesicht zu machen, mir zuliebe, ja? Auf dem Fensterbrett ist ja noch mehr Raum, da stellen Sie getrost das Scheusal hin!“

„Scheusal?“

„Ich finde, es ist eines! Alle Farben des Regenbogens sind darin und noch ein paar mehr! Und diese ungeheuerliche blauweiße Schleife! Durch das Auge versteht sich dieser Freier nicht einzuschmeicheln, das ist sicher!“

„Fräulein Thekla können immer noch scherzen, und unter mir brechen die Kniee!“ rief Agathe kläglich. „Zwei Freier für mein Prinzchen, für mein Goldkind, zwei Freier an einem Tage!“

„Und den dritten wird sie nehmen!“ vollendete Thekla in Gedanken. „Das heißt, wer weiß, von wem der Rosenstrauß gekommen ist!“

Die alte Hanshälterin sah sich vergebens im Zimmer nach einem Gefäß um, das handfest genug gewesen wäre, eine Bürde wie dies riesengroße, schwere Bouquet zu tragen; sie mußte ins Speisezimmer gehen, einen der mächtigen Metallkrüge, die dort auf dem Kredenzisch standen, herbeizuschleppen, und Thekla mußte solange die Blumen halten. Mit komischer Verzweiflung blickte sie auf das bunte Ungethüm in ihrem Schoß nieder, und die blauweiße Schärpe wallte zu ihren Füßen in geschmacklosem Pomp.

Da kam von links her ein leichter beflügelter Schritt — wie wohlbekannt! — ein jauchzendes Stimmchen: „Thea, bist Du hier?“ und die Thür slog auf, und Annie stürzte herein, schleuderte Schirm und Shawl von sich und fiel vor Thekla auf die Kniee, schob die ganze Blumenlast, ohne nur hinzusehen, ohne zu fragen, wie einen lästigen Ballast beiseite und sang an, Theklas Hände zu lieblosen, mit Küßchen und mit Thränen, warmen, glückseligen Thränen, die von den langen Wimpern niederfielen, während die Lippen lachten . . . ein wunderlieblicher Anblick: wie wenn eine Blume im ersten Morgen Sonnenschein die Thautropfen aus ihrem Kelch schüttelt.

„Thea, ach ich bin so gelaufen, ich konnte die Zeit nicht erwarten, bis Du es wußtest. — Du weißt schon, nicht wahr? In Heinrichs Lust . . . er . . . und ich . . . ein Zufall, nein, nein, das nicht, es giebt keinen, eine Fügung Gottes ist's gewesen — ich weiß nicht mehr, aber ich werde mich bestimmen — Thea, Thea, wenn Du es ahntest, wie glücklich ich bin!“

Wie sollte sie es nicht ahnen, da sie es doch vor sich sah, das verkörperte Glück! Sie hielt die junge Schwester fest an sich gedrückt und fühlte das stürmische Schlagen des jungen, überströmenden Herzens, und die Augen wurden ihr feucht.

Ein Pottern und Rasseln, wie wenn eine schwere Last von Metall zu Boden fällt, ließ die Schwestern erschreckt aufstehen. Es war aber auch zuviel für Agathens heute schon so vielgeprüfte Nerven. Da lag das kostbare Riesenbouquet, für welches sie eben ihre alten Glieder mit dem schweren Krug abquälte, zerdrückt und mißachtet am Boden, die gleichende Atlashülle verbogen, die blauweiße Schärpe um den Tischfuß geschlängelt, und vor Fräulein Thekla kniete das Bögeltchen, das leibhaftige Bögeltchen, von dem kein Mensch wußte, wann und wie es überhaupt ins Haus gekommen war, und lachte und weinte in einem Athem und sprach von „Glück“ — hatte es denn schon einen von den beiden Briefen gelesen? Nein, sie lagen alle zwei friedlich nebeneinander auf dem Fensterbrett, und um den Rosenstrauß hatte sich ersichtlich auch niemand gekümmert . . . war es ein Wunder,

daß Agathens Händen der riesige Krug mit dröhnendem Klatsch entfiel, da sie doch diese ihre Hände brauchte, um sich an den Kopf zu fassen: ist dies alles Traum oder Wirklichkeit?

In der nächsten Minute slog ihr das Bögeltchen um den Hals und beschwor seine liebe Alte, es immer, immer lieb zu halten, — als ob es anders möglich wäre! — und ihm sein größtes schönes Glück zu gönnen, — als wenn sich ein anderer annähernd so darüber freuen könnte! — und Gott zu danken dafür, daß er das Bögeltchen mit „ihm“ zusammengeführt. Agathe ermunterte nun auch durch Thekla, wer „er“ sei, und konnte gar nicht reden aus Herzensgrund mitjubeln, nur immer weinen und weinen und Versuche machen, ihr Herzenskind zu segnen . . . aber verlangte auch niemand mehr von ihr! Endlich legten sich die hohen Wogen ein wenig, und die Alte gedachte des Mittagmahls, das in der Küche ohne ihre Aufsicht sicher alle Zustände des Verbratens und Ueberkochens durchmachte — sie hob den Metallkrug von der Erde auf, stülpte, mit vorwurfsvollem Kopfschütteln, das beschädigte Bouquet zurecht und stellte es hinein, holte dann den Rosenstrauß und die beiden Briefe herbei, alles ganz stumm, setzte ihrem sehr erstaunt dreinschauenden Liebbling das alles so zu sagen vor die Nase und ging, sich die Augen trocknend, zur Thür hinaus.

„Thea!“ sagte Annie nach einer längeren Pause und wies mit dem Finger auf Agathens festliche Veranstaltungen. „Thea, was bedeutet alles dies?“

„In den Briefen wird es wohl stehen!“ entgegnete Thekla trocken. „Vermuthlich sind's zwei Heirathsanträge für Dich!“

„Ach!“ machte Annie erschrocken und sah ihre Schwester rathlos an, als sei diese verantwortlich dafür. „Thea, sag mir das eine: hab' ich die durch mein Benehmen hervorgerufen?“

„Weißt Du denn schon, von wem sie kommen?“

„Ich glaub' es zu wissen, ich ahne es! Das da,“ mit einer Kopfbewegung nach dem Metallkrug mit seinem Schmuck, „das verführerisch schöne Mählrad kommt natürlich von dem Rittmeister und macht mir weiter keine Schmerzen. Meine kluge Thea schreibe ihm ein höfliches bedauerndes Briefchen und giebt ihm in meinen Namen für seine wundervollen Blumen einen Nob — und fertig! Aber — aber der andere — das Rosenbouquet, Thea, wenn es von Conventius wäre!“

„Das wird es wohl sein, Kleine!“

„Siehst Du, wär' ich nicht so über die Mäßen glücklich . . . dies könnt' mich recht unglücklich machen! Ich hab' ihn lieb, wirklich von Herzen lieb; wie es so rasch gekommen ist, weiß ich selbst nicht zu sagen, aber ich könnte meine Hand vertrauend in die seine legen, wenn er sagen würde: komm' mit! und, ohne zu fragen, mit ihm gehen bis ans Ende der Welt! Hätte ich das nicht kennengelernt, — Karl heißt er, Thea, weißt Du das eigentlich schon? — kein anderer als Conventius wäre mein Mann geworden, so sehr gut bin ich ihm! Aber nun! Wie der stille, friedvolle, schöne Mond kommt er mir vor, und Karl, ach, das ist das Licht, der Glanz, die Sonne!“

Wieder kamen ihr die Thränen in die Augen, als sie Thekla von neuem heftig umarmte.

„Und Du bist überzeugt, Bögeltchen, er, Dein Karl, mein ich, wird es verstehen, Dich recht glücklich zu machen?“

„Er mich? Darüber hab' ich noch gar nicht nachgedacht. Die Hauptsache ist: ich will ihn glücklich machen, mein ganzes Leben will ich dransetzen, und ich kann es auch, das darfst Du mir glauben! Er hat es mir selbst gesagt, und ich hab' es auch recht gut gemerkt: in mir, in meiner Persönlichkeit, meinem ganzen Wesen liegt die Macht, ihn jung und froh und heiter zu stimmen, alles Trübe und Schmerzliche von ihm abzustreifen und seinen Herzen wohlzutun, wenn ich nur eben da bin, wenn ich nur rede und lache oder auch schweige, mich ganz so gebe, wie mir zu Muth ist! Und wenn ich das vermag, einen großen, edlen, guten Menschen durch mein bloßes Dasein glücklich zu machen, Thea, ist denn das nicht für mich Glück genug?“

Thekla strich mit der Hand leicht über die wunderschönen Augen, die im reinsten Licht selbstloser Freude leuchteten, dann nach einer Pause, fragte sie:

„Du weißt es nicht, was ihn oft so trüb' und schmerzlich empfinden läßt?“

„Wis' jetzt hat er mir's noch nicht gesagt, und wer weiß, ob er es jemals thut. Mag er das halten wie er will, ich werde ihn nie danach fragen!“

„Ich fürchte nur, Lieblich, Du wirst ihn arg verwöhnen! Unbedingte Fügsamkeit vertragen die Männer nicht!“

„Ach, aber Thea! Ich will doch kein Studium aus ihm machen, mir dies und das mit dem Verstand zurechtfrägen und für diesen und jenen Fall allerlei Vorsätze fassen! Wie kann man denn das, wenn man mit dem Herzen liebt?“

„Nun, in Gottes Namen denn! Was weiß auch schließlich eine alte, vertrocknete Jungferseele wie die meine, die nur einmal im Leben ein einseitiges Gefühl genährt hat, von Leidenschaft und glücklicher Liebe? Aber, Vögelchen, es hilft uns alles

nichts, wir müssen jetzt wirklich diese Briefe lesen, denn wenn ich sie doch als Dein Geheimschreiber in Nothangelegenheiten beantworten soll . . . .“

„Ach Gott, Thea, mir thut es so furchtbar leid um Conventius! Nicht, daß ich von mir eine so überschwänglich hohe Meinung hätte, aber wenn er mich lieb hat, wird er auch sehr unglücklich sein!“

„Er wird es hoffentlich überleben, Kleine! Aber recht hast Du doch: es wird ihm nahe gehen!“

(Fortsetzung folgt.)

### Die Ostjaken.

Von Alfred Edmund Brehm.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

(Schluß.)

Die Sonne neigt sich; mit neuem reichen Segen kommen die Männer, Jünglinge und Knaben angefahren. Rohe Fische haben sie gegessen nach Bedarf; jetzt verlangt sie's nach warmen Speisen. Ein großer dampfender Kessel mit gekochten Fischen, köstlichen Renthen, der Lachse nächsten Verwandten, wird ihnen vorgelegt; mit Fischfett getränktes Brot bildet die Zukost, mit dem kalten Wasser auf das Feuer gesetzter, längere Zeit gekochter Ziegelthee (in Form von Ziegeln zusammengedrückte Theeblätter) beschließt das Mahl. Wenn aber „die Begier nach Speise und Trank gestillt ist,“ verlangt auch der Geist seine Nahrung, und deshalb ist der Künstler willkommen, welcher jetzt die von ihm selbst gearbeitete Harfe oder Zither herbeibringt, sei es, um eines der ureigenthümlichen, unbeschreiblichen Lieder zu spielen, sei es, um die Bewegungen der in absonderlichem Tanze sich hebenden und senkenden, einen Arm um den andern werfenden, streckenden und wieder an den Leib ziehenden Frauen zu begleiten. Bis das Mückenzelt bereit worden ist, währt solche Fröhlichkeit; dann verschwindet auch hier jung und alt unter dessen Falten.

Der Sommer ist vorüber, auf den kurzen Herbst folgt der Winter. Mit dem Zuge der Vögel beginnt neue Thätigkeit, mit dem Winter neues, nein, das volle wahre Leben der Ostjaken. Den abziehenden gefiederten Sommergästen stellt man das verächtliche Netz; in künstlich hergestellten Lichtungen des dichten Weidenwaldes der Ufer wird es auf den erkundeten Flugstraßen zwischen zwei größeren Wasserflächen ausgespannt, ein großes, leichtbewegliches Fangnetz, in welches nicht allein Enten, sondern auch Gänse, Schwäne, Kraniche fliegen, willkommene Beute ihres Fleisches und ihrer Federn halber. Gleichzeitig mit dem Vogelsteller zieht auch der Wanderhirt aus zur Jagd und stellt in der Tundra seine Fallen auf Roth- und Eisfuchs, auf Wölfe und Füchse, Zobel und Hermeline, Vielfraße und Eichhörnchen. Ist Schnee gefallen, so schnallt sich der geübtere Jäger die Schneeschuhe an die Füße, die Schneebremse vor die Augen und begiebt sich mit den sinken Hund in den Wald, in die Tundra, um den Bären im Lager aufzusuchen, der Fährte des Luchses zu folgen, dem jetzt behinderten Elch und wilden Renthiere auf der wohl ihn, nicht aber jene tragenden Schneedecke nachzujagen. Hat er einen Bären erlegt, so zieht er frohlockend ein in das Dorf, in den Tschum, Nachbarn und Freunde umstehen ihn jubelnd, bis auch ihn die allgemeine Freude ansteckt, er sich still davon schleicht, verummumt und verlarvt zurückkehrt und sodann den Barentanz beginnt — wunderfame Bewegungen, welche die des Bären in allen Lagen seines Lebens wiedergeben und verfinnlichen sollen.

Reiche Beute an Fellen birgt bald die Hütte des Fischers, noch reichere der Tschum des Hirten, da dieser auch viele Federn der im Laufe des Jahres von ihm geschlachteten Renthiere aufgespeichert hat. Jetzt gilt es, sie loszuschlagen. Ueberall rüstet man sich, auf den Jahrmarkt zu ziehen, welcher alljährlich in der zweiten Hälfte des Januars in Obdorsk, dem letzten russischen Dorfe und wichtigsten Handelsplätze am unteren Ob, abgehalten und von Einheimischen und Fremden besucht wird, während dessen der russische Regierungsbeamte die Steuern erhebt von Ostjaken und Samoieden, Streitigkeiten schlichtet und Gericht hält. In langen Reihen erscheinen, von allen Seiten herbeikommand, die renthierbespannten Schlitten, und rings um den Marktstellen erwächst ein Tschum nach dem andern, jeder einzelne umgeben von Schlitten, die mit dem veräußerlichen Erwerbe des Jahres schwer bepackt sind. Allmorgendlich

zieht der Tschumbesitzer mit seiner Lieblingsfrau im vollsten Fuße den Marktbum zu, um Felle zu verkaufen, Waren zu erwerben. Man handelt, man feilscht, man versucht zu betrügen. Branntwein, dessen Ausschank und Verkauf zwar von Regierung wegen streng verboten, der aber nichtsdestoweniger bei jedem Kaufmann, fast in jedem Hause von Obdorsk zu haben ist, umnebelt die Sinne, raubt den Verstand des Ostjaken wie des Samoieden und macht beide ärmer noch als die entsetzliche Renthiererde. Branntwein weckt alle Leidenschaften des sonst leidenschaftslosen, gutmüthigen und harmlosen Ostjaken und wandelt den friedfertigen, freundlichen Gesellen zu einem wüthenden, sinnlosen Thiere um. Nach Branntwein lechzt der Mann, nach Branntwein die Frau; Branntwein gießt der Vater dem lusternen Knaben, die Mutter der verlangenden Tochter in den Schlund; im Branntwein verschleudert der Ostjake seine mühselig erworbenen Schätze, seine ganze Habe, um Branntwein verbindt er sich als Sklave, um Branntwein verkauft er seine Seele, verleugnet er den Glauben seiner Väter. Mit Hilfe des Branntweines erlangt der unredliche Käufer zuletzt alle Felle des Ostjaken, und ledig derselben, mit leerem Beutel und wüstem Haupte kehrt der mit stolzen Hoffnungen nach Obdorsk gezogene, betrogene, um nicht zu sagen ausgeplünderte Mann heim in seinen Tschum. Er berent seine Thorheit, seine Schwäche, faßt die besten Vorsätze, beruhigt sich dabei und denkt bald nur noch daran, wie vortreflich er sich mit seinen Stammesgenossen unterhalten hat.

Wie für andere Geschäfte, so ist dieser Jahrmarkt auch oft die Stätte, wo die Heirathsverabredungen getroffen werden. Die Bestimmung der Eltern, nicht aber der Wille der Brautleute, schließt eine ostjatische Ehe. Auf Wunsch und Willen des Bräutigams nimmt man vielleicht Rücksicht, gestattet einem Knaben wohl auch, seine Augen auf eine der Töchter seines Volkes zu werfen, sendet den Freiwerber aber nur in dem Falle zum Vater des Mädchens, wenn die eigenen Verhältnisse mit denen des künftigen Schwähers übereinstimmen. Die Jungfrau wird nicht befragt, schon aus dem Grunde nicht, weil sie, wenn man sie verlobt, noch viel zu jung ist, als daß sie mit Verstand über ihre Zukunft entscheiden könnte. Hat doch auch ihr zukünftiger Gatte sein fünfzehntes Jahr noch nicht erreicht, wenn der Freiwerber um sie, die Zwölfjährige, anhält. Ist das Brautgeld, über dessen Höhe man sich oft erst nach langwierigen Verhandlungen einigt, bezahlt, so findet die Vermählung der jungen Leute statt. Im Tschum des Brautvaters stellen die Verwandten der Familie sich ein, um der Braut Geschenke zu bringen und aus der für jedermann zur Schau gestellten Morgengabe des Bräutigames solche entgegenzunehmen. Man kleidet die Braut in Festgewänder und rüstet sie und sich zur Fahrt nach dem Tschum des Bräutigams. Vorher hat man tapfer geschmaust von dem Fleische der frisch geschlachteten Renthiere nach üblicher Weise. Gekocht wurden heute nur einige unter dem Eise gefangene Fische; das Fleisch der getödteten Renthiere aß man roh, und wenn eines zu erkalten begann, empfing ein zweites den Todesstoß. Die Braut weint, wie es scheidenden Bräuten zukommt, will den Tschum, in welchem sie aufgewachsen ist, nicht verlassen und läßt sich erst nach tröstender Zusprache aller hierzu bereit finden. Ein Gebet vor dem Hauspöben erschlet den Segen Ehrts, des Himmlischen, dessen Zeichen Sornidud, das Gottesfeuer, in unseren Augen nur das knisternde Nordlicht, in vergangener Nacht blutroth am Himmel stand. Die scheidende Tochter wird begleitet von der Mutter, die ihr helfend zur Seite steht; mit der Tochter

besteigt sie den Schlitten, die gesammte zur Hochzeit eingeladene Sippe die ibrigen, und dahin in festlichem Gepränge, unter dem Geläut der Glöckchen, welche heute alle Renthiere an ihren reichsten Geschirren tragen, geht die hochzeitliche Fahrt.

Im Tschum des Vaters erwartet der Bräutigam die vor dem Vater und den Brüdern ihres zukünftigen Gatten heute wie immer das Gesicht züchtig mit dem Kopftuche verhüllende Braut. Ein neues Fest nimmt seinen Anfang, und erst spät in der Nacht trennen sich die Gäste, denen sich auch die Verwandten des Bräutigams zugesellt hatten. Am nächsten Tage aber bringt die Mutter die junge Frau in den Tschum des Brautvaters zurück. Doch schon einen Tag später erscheinen hier alle Sippen des Bräutigams, um sie wiederum für diesen zurückzufordern. Nochmals erfüllt Festjubel die rindenen Wände der Hütte; dann scheidet die Braut für immer aus dieser und theilt fortan mit ihrem Gatten allein oder mit diesem und seinen Eltern und Geschwistern, oder später mit einer zweiten Frau ihres Mannes den Tschum.

Hundertundfünfzig Renthiere, sechzig Felle vom Eis-, zwanzig vom Rothfuchs, ein großes Stück Kleidertuch, mehrere Kopftücher nebst allerhand Kleinigkeiten hatte einst der Gemeindevorsteher Mamru für seine Gattin gezahlt. Damals freilich waren noch bessere Zeiten gewesen und Mamru hatte ein Brautgeld im Werthe von mehr als tausend Silbernubeln wohl aufwenden können für eine ebenso stattliche als reiche Frau aus vornehmer Familie. Jetzt ist der Maßstab ein bescheidenere geworden. Armer Leute Söhne zahlen als Brautgeld höchstens zehn Renthiere, Fischersöhne nicht einmal diese, sondern nur die nöthigsten Einrichtungsgegenstände des Tschums und theilen diesen oft mit mehreren Familien; zu einem Fest- und Freudentage wird aber auch ihre Hochzeit und dabei gegessen und geschmaust, soviel das geringe Vermögen zuläßt.

Arme Ostjaken nehmen nur eine Frau, reiche aber betrachten es als ein Recht des Wohlstandes, zwei oder mehr zu ehelichen. Doch wahr ist auch dann noch die Erstgeborene gewisse Vorrechte den anderen gegenüber, und die letzteren erscheinen mehr als ihre Dienerinnen, denn als gleichberechtigt mit ihr. Nur wenn ihr Kinder verpagt sein sollten, mag es anders sein, denn Kinderlosigkeit gilt als eine Schmach für den Mann, und eine kinderlose Frau ist im Tschum eine beklagenswerthe Unglückliche.

Die Eltern sind stolz auf ihre Kinder und behandeln sie mit warmer Zärtlichkeit. Mit unverkennbarem Glück in Blick und Gebärde legt die junge Mutter ihr Erstgeborenes auf das weiche Wassermoos in der niedlichen Wiege aus Birkenrinde; sorglich schnürt sie die Decken zu beiden Seiten zusammen und bedachtig umhüllt sie das Kopfende des kleinen Bettleins mit dem Rücken vorhänge; aber ihre Reinlichkeitsliebe läßt viel zu wünschen übrig. So lange das Kindlein noch klein und unbehilflich ist, wäscht und reinigt sie es allerdings, wenn sie glaubt, daß beides unerläßlich sei; wenn es größer geworden ist, wäscht sie nur einmal täglich Gesicht und Hände, eine Hand voll geschabter Fasern aus dem Holze der Weide als Schwamm, eine andere, trockene als Handtuch verwendend, sieht dann aber ohne jegliche Erregung zu, wenn das kleine Wesen, welches jederzeit Gelegenheit findet, sich zu beschmutzen, in einer uns fast unmerklichen Unsauberkeit einhergeht. Erst wenn der junge Ostjake sich selbst zu helfen vermag, endet allmählich solcher Mißstand; kaum einer aber hält es auch dann für nöthig, nach jeder Mahlzeit sich zu waschen, und mag dieselbe auch noch so blutig gewesen sein.

Die Kinder ihrerseits hängen ebenso zärtlich und treu an ihren Eltern wie diese an ihnen, sind auch in anerkennenswerther Weise folgsam und dem Willen ihrer Erzeuger unterthan. Ehrfurcht gegen die Eltern ist das erste und vornehmste Gebot der Ostjaken, Ehrfurcht gegen die Gottheit wohl erst das zweite. Als wir Mamru, dem erwähnten Gemeindevorsteher, den Rath erteilten, seine Kinder in der russischen Sprache und Schrift unterrichten zu lassen, erwiderte er uns, daß er den Nutzen solcher Kenntnisse wohl einsehe, jedoch fürchten müsse, daß seine Kinder dann vergessen könnten, Vater und Mutter zu ehren, und damit das wichtigste Gebot des Glaubens verletzen möchten. Dies mag der Grund sein, weshalb kein einziger Ostjake, welcher noch dem Glauben seiner Väter anhängt, mehr erlernt, als sein Zeichen, einen Akrilkrakel, auf Papier zu malen, in Holz oder in das

Fell der Renthiere einzuschneiden. Und doch lernt er, als höchst ansehnlicher und geschickter Mensch, so rasch und leicht, was ihm gelehrt wird, daß er in dem frühreifen Alter, in welchem er verheiratet wird, alles versteht, was zur Begründung und Erhaltung eines Haushaltes erforderlich ist.

Der Glaube des Volkes ist einfach und kindlich. In dem Himmel thronet Chrt, dessen Name so viel wie „Ende der Welt“ bedeutet. Er ist ein allmächtiger Geist, welcher nur dem Tod gegenüber keine Macht hat, den Menschen wohlwollend zugeneigt, Geber des Guten, Spender der Renthiere und Fische und Pelzthiere, Feind des Bösen und Rächer der Lüge, streng nur dann, wenn ihm Verprochenes nicht gehalten wird. Ihm feiert man Feste, ihm opfert und zu ihm betet man; seiner gedenkt die Fiehlende, welcher sich vor ein heiliges Bild stellt. Böse Geister wohnen im Himmel wie auf Erden, aber Chrt ist mächtiger als sie alle; nur der Tod ist mächtiger als er. Ein ewiges Leben nach dem Tode giebt es nicht, eine Auferstehung ebenso wenig, aber der Todte wandelt noch ferner als Schatten auf Erden umher und hat noch immer Macht, Gutes und Böses zu thun.

Stirbt ein Ostjake, so beginnt unmittelbar nach seinem Tode das Schattenleben des Gewesenen; daher schreiet man unverzüglich zu seiner Beerdigung. Schon vor seinem Tode hatten sich alle Freunde des Scheidenden versammelt; sofort nach dem Ableben zündet man im Tschum, in welchem die Leiche liegt, ein Feuer an und unterhält es, bis man zur Grabstätte aufbricht. Die Leiche liegt stets in der Tundra, auf erhabener Stelle, gewöhnlich an dem Rücken eines langgestreckten Hügel; die Gräber sind mehr oder minder kunstvoll zusammengefügte Truhen, welche über den Boden aufgestellt werden. In Ermangelung fester Bohlen zu ihrer Herstellung zerschneidet man ein Boot und bettet in dieses den Leichnam; nur sehr arme Leute tiefen eine seichte Grube im Boden aus und begraben in ihr den Todten.

Der Leichnam wird nicht gewaschen, aber mit Feiertleider angezogen und sein Haar gesträht, sein Gesicht sodann mit einer Tuche verdeckt. Alle übrig bleibenden Kleider fallen den Armen zu. Einen fremden Todten berührt man nicht mit den Händen, einen geliebten Verwandten aber wohl, küßt ihm selbst mit Thränen im Auge das erstarre Antlitz.

Auf einem Schlitten, unter Geleit aller versammelten Verwandten und Freunde, bringt man den Leichnam zum Bestattungsort. In die Truhe oder in das Grab legt man ein Renthierrfell, an welchem der Todte ruhen soll, ihm zu Häupten und zu beiden Seiten Tabak, Pfeife und allerlei Geräth, welches er im Leben gebrauchte; um und unter die Truhe kommen alle diejenigen Stücke zu liegen, welche in ihr selbst nicht Platz finden, nachdem man die Geräthschaften vorher zerschlagen oder irgendwie für Lebende unbrauchbar gemacht hat, nach ostjasischer Ansicht zu Schatte von dem, was sie waren.

Währenddem hat man in der Nähe des Grabes auch ein Feuer angezündet und eins oder mehrere Renthiere geschlachtet, deren Fleisch jetzt von den Leidtragenden theils roh, theils gekochgenossen wird. Nach dem Leichenmahle spießt man die Schädel der geschlachteten Renthiere auf Pfähle, umwickelt sie oberhalb stehende Bäume auch mit deren Geschirr, hängt die Glöcklein, welche sie bei festlichen Gelegenheiten und so auch heute tragen, an die oberen Jochen der Grabtruhe selbst auf, zerschlägt endlich den Schlitten, stürzt ihn über dem Grabe um und giebt diesem damit seinen letzten Schmuck. Dann zieht man heimwärts. Die Klage verstummt, und das Leben fordert wiederum seine Rechte.

Im Dunkel der Nacht aber beginnt der Schatten des Todten ausgerüstet mit den zu Schatten gewandelten Werkzeugen, sei geheimnißvolles Wesen. Was er gethan, als er noch unter den Lebenden wandelte, thut er auch ferner. Unsichtbar für alle weidet er seine Renthiere, treibt er sein Boot durch die Wellen, schnallt er sich die Schneeschuhe an die Füße, spannt er den Bogen, stellt er das Netz, erlegt er die Schatten gewesenen Wildes, söngt er die Schatten gewesener Fische. Im Dunkel der Nacht tritt er in den Tschum seiner Familie, fügt er seinen Nachgelassene Gutes und Böses zu. Sein Lohn ist, seinem eigenen Fleisch im Blut Wohlthaten zu erzeigen; seine Strafe besteht darin, seiner Angehörigen fortdauernd Böses zufügen zu müssen.

## Unschuldig verurtheilt!

Beiträge zur Geschichte des menschlichen Irrthums.

I.

Die Passionsgeschichte der Menschheit. — Ludwig von der Pfalz und Maria von Brabant. — Der Rabe von Merseburg. — Die Hezenprozeße. — Das erpöfete Geständniß. — Die verrätherische Uhr. — Das vergiftete Brot. — Bruder und Schwesterchen. — Geständniß aus Ebelmuth. — Opfer des Zufalls. — Eugenie von Tourville.

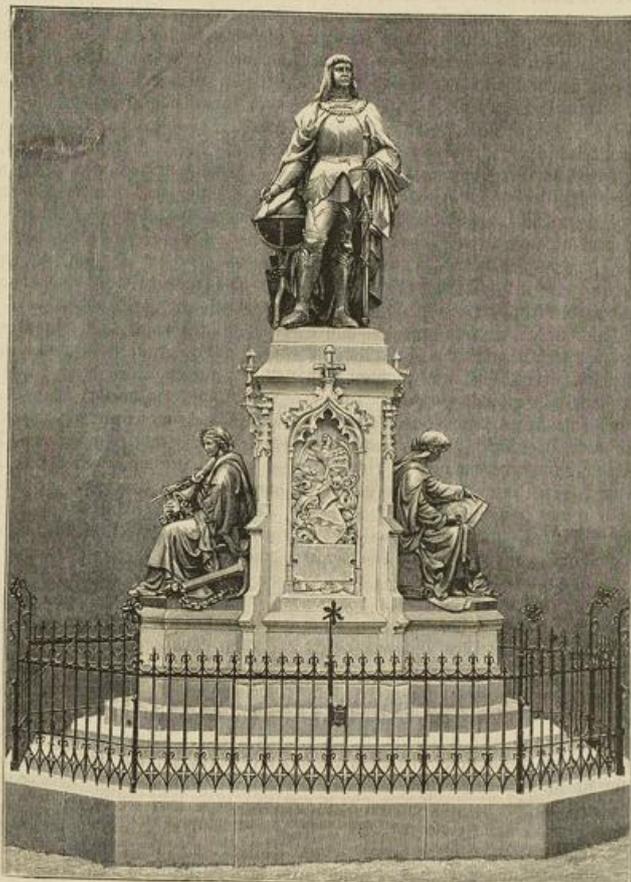
Nichts vermag mehr die Theilnahme des menschlichen Herzens zu erregen als unverschuldetes Unglück und Leid. Dem Träger eines solchen wird sich immer das allgemeine Mitleid zuwenden. Die christliche Passionsgeschichte hat dem Christenthume die Welt erobert. In der Leidensgeschichte der Menschheit spielt insbesondere das unverschuldete Verbüßen von Strafen eine Hauptrolle. Wenn man dabei von Opfern der Justiz zu sprechen pflegt, ist es doch nicht die Justiz, welche die alleinige Verantwortung für das angethane Unrecht trägt. Ihre Verantwortung ist dabei vielfach nur eine formelle. Zu ihren Mitschuldigen gehören auch die anderen Wissenschaften, welche in ihrem Dienste stehen, denn der Irrthum durchdringt alle Gebiete des Wissens. Zu ihren Mitschuldigen gehört der Zufall, die unberechenbare Verkettung der Umstände. Zu ihren Mitschuldigen gehört endlich der Trug der Sinne und die menschliche Bosheit sammt dem Gefolge blinder Leidenschaften.

Wenn wir in Aussicht nehmen, eine Anzahl von Beispielen aus der Geschichte dieser Irrthümer der Justiz unseren Lesern vorzuführen, so geschieht dies theilweise im Anschluß an einige frühere Artikel in den Jahrgängen 1884 und 1887 der „Gartenlaube“ („Die irrende Justiz und ihre Sühne“), welche zunächst bestimmt waren, für die Entschädigung unschuldig Verurtheilter einzutreten, eine Angelegenheit, die nicht zum geringsten in Folge der lebhaftesten Agitation der Presse jetzt auf dem Wege zu einer gesetzlichen Regelung zu sein scheint. Wir wollen aber auch zeigen, wie wenig der menschliche Unfehlbarkeitsglaube vor der Macht der Thatfachen Stand hält und der Mensch trotz aller eingebildeten Ueberlegenheit doch vielfach nur der Sklave der Verhältnisse ist.

Schon die Chroniken des Mittelalters überliefern uns eine erschütternde Tragödie des menschlichen Irrthums. Maria von Brabant war in glücklicher Ehe vermählt mit dem Pfalzgrafen Ludwig, Herzog von Bayern, dessen Schwester Elisabeth die Gemahlin des Kaisers Konrad IV. gewesen war. Als deren Sohn Konradin, dem Rufe der Hohenstaufen folgend, im Jahre 1267 nach Italien zog, begleitete ihn sein Heim Ludwig auf dem verhängnißvollen Zuge. Maria sah den Gemahl nur mit heißem Bangen von sich ziehen. Es war, als ob sie eine Ahnung von dem unglücklichen Ausgang des Unternehmens gehabt hätte. Da ihre Bitten des Pfalzgrafen Entschluß nicht zu beirren vermochten, wandte sie sich an einen treuen Vasallen aus dessen Gefolge, den Ritter Rufo von Ottingen, und nahm ihm das Versprechen ab,

daß er alles ausbieten wolle, seinen Herrn zur Heimkehr zu bewegen. Sie stellte ihm dabei eine Gunst in Aussicht, die sie denen zu gewähren pflegte, welche mit besonderem Pflichteifer ihrem Dienste nachkamen, die Gunst, daß sie die Herrin mit einem traulichen

Du anreden dürften. Alles strebte nach dieser Auszeichnung der wohlwollenden, allseits geliebten Frau. Da ihre Sehnsucht nach dem fernem Gatten täglich zunahm, ohne daß seine Rückkehr erfolgte, schrieb sie an Rufo einen Brief, in welchem sie ihn an sein Versprechen erinnerte und ihm dafür die „erbetene Gunst“ zusicherte; zugleich mit diesem übergab sie dem Boten auch einen Brief an Ludwig selbst. Nun wollte es der Zufall, daß der Bote die Briefe verwechelte und der für den Ritter bestimmte in die Hände des Herrn gelangte. Als dieser nun las, wie seine Frau dem Ritter eine „erbetene Gunst“ zusicherte, nahm der Born wilder Eifersucht in seiner Seele Platz; er verließ auf der Stelle das Lager zu Verona, wo er weilte, und jagte auf schnellem Rosse nach Marias Residenz Donauwörthingen. Schon beim Eintritt ins Schloß stieß er den ungetreuen Burgvogt nieder und trat der in heller Freude über seine Rückkehr ihm entgegenenden Gattin mit der Erwidrerung entgegen, sie möge sich zum Tode vorbereiten. Vergebens war die Bethenerung ihrer Unschuld, vergebens das eindringliche Flehen seiner Schwester, der Königin Elisabeth — der Beweis der



Das Behaimdenkmal in Nürnberg, entworfen von Hans Röhner.

Nach einer Photographie von Ferdinand Schmidt in Nürnberg, Burgberg 24.

Schuld wurde ja durch die Worte des Briefes unumstößlich geführt. Noch in derselben Nacht wurde das Urtheil über die arme Herzogin gesprochen und sie noch vorm Morgengrauen durch den Henker enthauptet.

Das unselige Mißverständniß klärte sich nur zu bald auf, als der Pfalzgraf den für ihn bestimmten Brief in die Hände bekam, der ein rührendes Zeugniß treuer Gattenliebe enthielt, und er Kunde empfing von der unschuldigen Gewohnheit Marias. So fürchterlich die That, so fürchterlich war Ludwigs Neue. Die Qual des Schmerzes bleichte ihm in einer Nacht das Haar. Er baute zur Sühne das Kloster Fürstfeld und kostete sich in strengster Buße.

In einer weiteren mittelalterlichen Ueberlieferung kommt die Unschuld in wunderbarer Weise zu Tage. Thilo von Trotha, Bischof zu Merseburg, hatte im Jähzorn einen Jäger getödtet, weil er auf der Jagd eigenmächtig einen Dirsch geschossen hatte. Sein Freund, der Bischof Gerhard von Mainz, setzte ihn ob dieser That zur Rede und sandte ihm einen Ring, der ihn immer daran

mahnen sollte, daß er die Leidenschaft nicht über sich Herr werden lasse. Darauf wird Thilo dieser Ring und fast zugleich mit ihm ein werthvoller Krystallspiegel entwendet. Außer sich über den Verlust dieser Kleinode hält er über seine Dienerschaft öffentlich Gericht und fordert den Schuldigen auf, sich zu nennen. Da ertönt mitten in die Versammlung hinein der Ausruf: „Hans! Dieb!“ Erschreckt blickt alles umher, woher die Stimme komme, und man entdeckt, daß sie dem Schnabel eines zum Sprechen abgerichteten Raben, Markus, entschlüpft war. Der Bischof hält das für eine Stimme von oben und beschuldigt seinen alten Kammerdiener Johannes der Verübung des Diebstahls. Da dieser leugnet, wird der alte Mann, der bisher seinem Herrn in unentwegter Treue gedient hat, auf die Folter gespannt. Ihre Qualen entlocken ihm ein Geständniß. Freilich kann er nicht sagen, wo die Kleinodien sich befinden. Das erbittert den Bischof noch mehr; der mahnende Ring des Freundes ist ja nicht mehr an seiner Hand. Der treue Diener wird hingerichtet, obgleich er in der Todesstunde sein Geständniß widerruft.

Jahre ziehen über das Grab des Gerichteten hin. Da geschah's, daß, als der Bischof zur Kirchweihfeier mit seinen Gästen beim fröhlichen Mahle saß, ein wildes Unwetter heraufzog, welches das Dach des alten Schloßthurms abdeckte. Auf diesem Dache hatte der Rabe Markus sein Nest. Als die Trümmer desselben mit dem Dache zur Erde fielen, da fand man in dem Neste die so lang vermißten Kleinode. Zu spät erhob der Ring wieder seine mahnende Stimme. Der Bischof verlor für immer den Frieden seiner Seele. Er nahm ein neues Wappen an, einen Raben mit einem Ring im Schnabel und quer darüber zwei den Himmel ansiehende ineinander verschlungene Arme. Den Raben hatte ein türkischer Diener zu dem Ausrufe abgerichtet, damit er in die Stelle des alten Johannes einrücken könnte.

Die in das Gerichtsverfahren des Mittelalters eingeführte Folter, welche dem einer That verdächtigen Angeeschuldigten ein Geständniß abpressen sollte, legte den Grund zu einer großen Menge falscher richterlicher Urtheile. Sie war es namentlich, die zur Zeit der Hexenprozesse Tausende von Unschuldigen — Frauen wie Männer — auf den Scheiterhaufen brachte. Die geistige Urheberin jener grauenhaften Justizmorde, und sie waren wirklich solche, war die Geißlichkeit, die katholische so gut wie die protestantische, der Richterstand war dabei nur der Vollstrecker ihrer wahnwitzigen Thesen. Die Rechtswissenschaft war damals so verknöchert wie alle andern Wissenschaften, und der rechtsgelehrte Richter richtete nicht nach dem Geiste, sondern nach dem Buchstaben des Gesetzes, ob dabei auch die Vernunft, um mit Mephisto zu sprechen, „zum Unsinne wurde“, danach hatte er ja nicht zu fragen. Die Kirche hatte den Hexenglauben und das Bündniß mit dem Teufel als eine Wahrheit hingestellt und die Gerichtsordnungen schrieben dem Richter die Regeln des dabei einzuhaltenden peinlichen Verfahrens vor. Sein Gewissen war sonach gedeckt. Die Sache hatte auch für ihn ihre gefährliche Seite. Legte er den Maßstab der Kritik an den bestehenden Wahnglauben, so kam er leicht in den Verdacht, daß er selbst dem höllischen Bündnisse zugeschworen habe. Es geschah in der That öfters, daß aus dem Richter hinterher ein Angeklagter wurde. Nur die berufsmäßigen Vertheidiger der armen Opfer hatten hier und da den Muth, die Trugschlüsse der Richter oft sogar mit den Waffen der Ironie aufzudecken und zu bekämpfen — freilich ohne Erfolg.

Wie kam es aber, daß viele jener unschuldig Verklagten sogar Geständnisse ihrer Schuld ablegten und bis ins einzelne den ihnen schuldgegebenen Verlehr mit dem Satan als wahr bestätigten? Es erklärt sich wohl nur daraus, daß Kerkerhaft und Folter das Nervensystem der Angeeschuldigten, namentlich der Frauen, so überreizt und zerrüttet hatten, daß es der Nährboden für allerhand Wahnvorstellungen wurde. Auch war bei dem Mangel einer Schulbildung im Volke die Pflege des Verstandes eine zu geringe, um dem freien Schalten der Phantasie genügenden Einhalt zu thun. So kam es, daß man schließlich an sein eigenes Regenthum glaubte.

Da über Hexenprozesse bereits auch in diesem Blatte viel geschrieben wurde, unterlassen wir es, besondere Beispiele aus diesen trübsten Zeiten der Rechtsgegeschichte zu erwähnen.

Mit der Abschaffung der körperlichen Folter war indess der Irrthum der Rechtsprechung noch nicht beseitigt. An ihre Stelle trat als die Frucht des geheimen Untersuchungsverfahrens

die geistige Folter, welche die Richter anwandten, um ein Geständniß zu erzielen. Es wurde für den untersuchenden Richter oft eine Sache des Ehrgeizes, ein Geständniß von dem „Inculpaten“ herbeizuführen, und da das ganze Verfahren hinter geschlossenen Thüren vor sich ging, entzogen sich die hierzu angewandten Mittel der Kontrolle. Der Pflichteifer wurde dabei oft zu einem Ueberzeiger.

Dafür diene nachstehendes Beispiel:

Am 2. Mai 1815 kehrte in den Heerwagenschen Gasthof in Kassel ein junger Kaufmann namens Hau ein. Die Tochter des Wirths, welcher der Fremde durch sein munteres zutrauliches Wesen sich bemerklich machte, fand ihn unter anderm in Besitze einer Damenuhr, die ihr durch ihre Feinheit besonders auffiel. Der Fremde bezeichnete sie als ein Reisegeheim für seine Frau. Da er abends noch zu Fuß nach Haina weiter reisen wollte, bat er, ihm zur Tragung seines Ränzchens einen Boten zu besorgen. Als dies zwei im Gasthof eingekerkerte und in der Wirthsstube anwesende Reisende hörten, erklärten sie, daß sie ebenfalls nach Haina gehen wollten, er brauche keinen Boten, sie wollten abwechselnd sein Ränzchen tragen. Hau ging auf den Vorschlag der beiden noch jungen Burtschen ein, und alle drei machten sich des Abends auf den Weg. Derselbe führte theilweise durch einen Wald. Am andern Morgen fanden Geflügelhändler, welche nach Kassel zu Markte fuhren, in diesem Walde die Leiche eines Gemordeten, und es wurde in demselben bald der Kaufmann erkannt, der tags zuvor in dem Heerwagenschen Gasthofe gewesen war. Der Ranzen sammt Inhalt war verschwunden.

Drei Tage nach dem Vorfalle kam ein Einwohner namens Gräbe aus Haina zu einem Hutmacher nach Melsungen und wollte einen Hut auffärben lassen, von dem er behauptete, er habe ihn im Hainauer Walde gefunden. Der Hutmacher, dem schon die in der Gegend nicht gebräuchliche Hutform aufgefallen war, bemerkte, daß in dem Hutfutter sich Blutspuren befanden. Er hatte bereits von dem Raubmorde im Hainauer Walde gehört und lieferte den Hut beim Gerichte ab.

Für den die Untersuchung führenden Richter stand es nun fest, daß kein anderer als Gräbe, der ohnedies nicht gut beleumdet war, den Mord begangen hatte. Er setzte daher alles dran, ihn zum Geständniß zu bringen, und seine Bemühungen waren auch von Erfolg gekrönt. Da aber Gräbe den noch jungen kräftigen Hau füglich nicht allein gemordet haben konnte, so drang der Richter in ihn, seine Mordgenossen zu nennen. Gräbe benannte hierauf als solche drei Melsunger Einwohner, darunter auch einen gewissen Nothe, einen wohlhabenden und angesehenen Diebshändler. Alle drei wurden eingezogen. Die Familie des letzteren bot aber alles auf, ihn zu retten. Ihren Bemühungen gelang es zunächst, die beiden Burtschen festzustellen, welche den Gemordeten nach Haina begleitet hatten. Da kam ihnen der Zufall zu Hilfe. Eines Tages sprach ein Heerwagenschen Gasthofe ein Fremder ein, welcher dem Fräulein Heerwagen bekannt vorkam. Als sie nach dem Essen dessen Zimmer betrat, fand sie auf dem Tische eine feine Uhr liegen, welche sie sofort als diejenige erkannte, welche der Kaufmann Hau bei sich geführt und die ihr besonderes Interesse geweckt hatte. Es gelang ihr auch, aus dem Fremdenbuche festzustellen, daß der Fremde, Jacob Korbach aus Sterbsbrunn, an jenem verhängnißvollen Tage im Gasthofe gewohnt hatte. Kein Zweifel, er war der richtige Mörder. Er legte Angesichts des vernichtenden Beweisesstücks der Uhr bald ein offenes Geständniß ab. Sein Genosse war ein gewisser Georg Müller. Sie waren die Begleiter des Gemordeten auf dem Wege nach Haina. Müller gelang es, zu entkommen, Korbach wurde hingerichtet. Die falschen Mitschuldigen hatten fast ein Jahr lang im Gefängniß gesessen. Ohne das Dazwischenkommen der verrätherischen Uhr hätten sie vielleicht dasselbe Schicksal gehabt wie jetzt der richtige Mörder.

Trauriger lief ein ähnlicher Fall aus, der noch vor jener Zeit an sächsischen Gerichtshöfen sich abspielte. Hier kam die rettende Aufklärung zu spät.

Der Gutsfröner Paul Nothe in Rodau lebte mit seiner Ehefrau, welche ebenfalls auf dem Gute Handarbeitsdienste verrichtete, in nicht gerade glücklicher, aber doch nicht unfriedlicher Ehe. An einem Vormittag bringt die letztere zum Frühstück Buttermilch nach Hause und verzehret sie mit der im Hause wohnenden Tagelöhnerin Frau Werner. Einen verbliebenen Rest stellt sie in den Schrank, um ihn zum Mittag zu essen. Dies geschieht.

Diesmal ist auch der Mann mit, aber da es ihm nicht schmeckt, nur ein paar Löffel. Die Frau verzehret den ganzen Rest. Der Mann hatte in die Milch Brot eingeschnitten, das er dem Schranke entnahm. Darauf wird beiden übel, der Mann erholt sich zwar bald wieder, die Frau dagegen bekommt heftige Leibschmerzen und ist nach zwölf Stunden todt. Beide haben vorher entdeckt, daß auf dem Boden der Schüssel ein weißes Pulver zurückgeblieben ist. Woher das kommt, ist ihnen nicht erklärlich. Sofort fällt der Verdacht auf den Mann. Die Beweisgründe sind aber doch nicht so stark, daß man ihn ohne sein Geständniß verurtheilen kann. Der Mann leidet an Epilepsie; nach einem solchen Anfälle räumt er das Verbrechen dem auf ihn eindringenden Richter ein. Dies genügt, nunmehr seine Verurtheilung, und zwar zum Tode, herbeizuführen, die Strafe wird durch Enthauptung vollzogen. Nachdem dies geschehen ist, kehrt eine Ortsnachbarin, die Witwe Schauer, von einem siebenmonatigen Aufenthalt bei ihrer auswärts wohnenden Schwester wieder heim. Als sie die Hinrichtung Rothes erfährt, ruft sie aus und tieft erschrocken aus: „O das Unglück! Wenn ich das hätte denken sollen, hätt' ich's nicht gethan. Das ist mein Tod.“ Darauf machte sie folgende Angaben: Sie hatte sich in Gemeinschaft mit der Frau Rothe Kattengift verschafft zur Vertilgung der vielen Mäuse in ihren Wohnungen. Die Rothe hatte ihrem Manne nichts davon gesagt, weil derselbe ihr verboten hatte, Gift zu legen, und sie hatte deshalb das Gift in ein Brot gebaden, damit er's nicht merke. Das Brot war bereits aufgezehret und hatte seinen Zweck an den Mäusen erfüllt. Da kam die Frau Schauer auf den Gedanken, das Arsenik auch ihrerseits in Brot zu verbaden. Als sie nun zu ihrer kranken Schwester gerufen wurde, mochte sie das erst halb verbrauchte Giftbrot nicht zu Hause lassen, damit es keinen Schaden anrichte. Sie trug es deshalb zur Rothe, um es ihr zur Aufbewahrung zu übergeben. Sie trüß dieselbe nicht zu Hause und legt das Brot, da ihre Abreise eilt, in den Rotheschen Schrank, indem sie der anwesenden halberwachsenen Wernerischen Tochter aufträgt, der Frau Rothe zu sagen, daß das Brot nach ihrer Vorschrift gebadenes „Mäusebrot“ sei, und verbietet zugleich der Kleinen, davon zu essen. Diese unterläßt es jedoch, den Auftrag auszurichten, weil sie in ihrer kindlichen Klugheit glaubt, die Frau sage das bloß, um sie vom Raschen abzuhalten. Zu ihrem Glück unterläßt sie es jedoch, von dem Brote zu essen, da sie noch anderes im Schrank findet. Dieses Schauerische gifthaltige Brot war es also, das der unglückliche Rothe in die Milch geschnitten hatte, und diese arglose Verwechslung wurde sein Verhängniß.

Auf eine moderne Anwendung der Folter zum Erpressen eines Geständnisses läuft ein Fall aus neuester Zeit hinaus. Als der dreizehnjährige Sohn der Witwe Nordheim in Mehlis, einem Orte im Thüringerwalde, von der Schule nach Hause kam — es war am 13. November 1879 — bemerkte er, daß sein kleines kaum drei Monate altes Schwesterchen, das allein in der Wiege lag, indeß die Mutter auswärts auf Arbeit war, am Munde roth gefärbt war. Er wusch ihm den Mund ab und gab ihm einen frischen „Kudel“, wobei ihm auffiel, daß der alte Kudel schwarze Flecken hatte und wie nach Schwefel roch. Auch nahm die heimkehrende Mutter wahr, daß die Exkremente des Kindes hell leuchteten, und es war, als wenn kleine Flämmchen daraus hervorbrächen. Es war also jedenfalls darauf abgesehen gewesen, das Kind zu vergiften. Die Nachbarschaft lenkte den Verdacht der Thäterschaft sofort auf den dreizehnjährigen Albert. Der Hauswirth, Fabrikbesitzer B., nahm den Jungen ins Gebet, und da er leugnete, ließ er ihn durch Arbeiter mit einem Haselstock unbarmherzig ansprügeln. Die grausame Mißhandlung presste dem Jungen auch wirklich ein Geständniß ab. Er hatte danach seine Schwester mit Schwefelholzern vergiften wollen, um ihrer Pflege entgehen zu sein. Aus Furcht vor weiteren Mißhandlungen blieb er auch bei diesem Geständniß vor Gericht, und so wurde er wegen Mordversuchs zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt. In der Gefängnißanstalt zu J. aber benahm sich der geistig gewedte Knabe so brav, daß er die Aufmerksamkeit des Anstaltslehrers und zugleich Zweifel an seiner Schuld erweckte. Dieser Zweifel wurde verstärkt, als der Junge einen Brief an seine Eltern schrieb, in dem er sich auf die liebevollste Weise nach dem Befinden seines Schwesterchens erkundigte, ein Brief, der vorschriftsmäßig erst in die Hände des Anstaltsdirektors kam. Dieser veranlaßte die Wiederaufnahme der Untersuchung, und es ergab sich nun, daß, wie bereits die Mutter vermuthet hatte, der auferhellende Vater

des Kindes, der Fabrikarbeiter A., der Thäter war. Während die Mutter bei der Arbeit und der Sohn Albert in der Schule war, hatte jener sich nach seinem später abgelegten Geständniße durch die offenstehende Thür in die Stube geschlichen, von dort liegenden Schwefelholzern den Phosphor abgeschabt und auf den Kudel gestrichen, den er dem Kinde dann wieder in den Mund schob. Er hatte an dem Ableben des Kindes ein wesentliches Interesse, da er Unterhaltsgelder für dasselbe zahlen mußte, was ihm, dem verheiratheten, mit Kindern schon gesegneten Familienvater, sehr schwer fiel. Er wurde zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt und der arme Junge, dem die Rettung des Schwesterchens so schweres Leid gebracht hatte, der Haft entlassen.

Daß aber selbst ein ganz unbefluhtes und daher scheinbar freiwilliges Geständniß noch keine Gewähr bietet für die wirkliche Schuld des angeblichen Thäters, dafür liefert die Kriminalgeschichte mannigfach Beispiele. So ist schon der Fall vorgekommen, daß der jüngere Bruder das Vergehen seines älteren Bruders auf sich nahm, um diesen der Familie zu retten, welche sein Leben und seine Freiheit zu ihrer Erhaltung bedurfte. Es kam aber auch vor, daß jemand aus krankhaftem Wahnsinn für einen Verbrecher hält. Es geschieht das bei Leuten, — sagte ein ärztlicher Sachverständiger in einem Falle, wo eine Frau vierundzwanzig Jahre nach dem Tode ihres Mannes vor Gericht anzeigte, sie habe ihn vergiftet, — die seit Jahren am Herzen und an Angstgefühlen leiden; die letzteren steigern sich bis zum Trübfinn, und in einem solchen Zustande vergrößern die Leidenden früher begangene Fehler und Sünden oder bilden sich die ungeheuerlichsten Verbrechen ein. Der gewissenhafte Richter wird deshalb auch ein scheinbar offenerziges Geständniß einer strengen Prüfung, namentlich auch auf die Uebereinstimmung mit dem äußeren Thatbestande, unterziehen.

Gar manche aber führt nicht der Mangel menschlicher Einrichtungen, sondern die räthselhafte Verfertigung verschiedener Umstände zur Haft und auf die Anklagebank, und sie haben es dabei oft wieder nur dem Zufalle zu danken, wenn die rettende Aufklärung nicht zu spät kommt. Das sind die bedauerlichsten Opfer fehlerhafter Rechtsprechung. Und dabei ist fast niemand sicher, nicht selber ein solches Opfer der Verhältnisse zu werden.

Mistress Rushton, eine reiche Londoner Kaufmannswitwe, hatte Fräulein Eugenie von Tourville als Gesellschafterin angenommen. Sie entdeckte bald, daß ihr Sohn Arthur sich leidenschaftlich in das reizende Mädchen verliebt hatte. Sie setz dieses darüber hart zur Rede und Eugenie verläßt, um sich den Vorwürfen zu entziehen, das Haus. In der Eile des Einpackens ihrer Habseligkeiten nimmt sie einen Schmutz mit, der nicht ihr, sondern ihrer feitherigen Gebieterin gehört. Mistress Rushton eilt der Abgezogenen nach, um sie zur Rede zu setzen, und beschuldigt sie in Gegenwart ihres kranken Vaters, zu welchem sie ihre Zuflucht genommen hat, des Diebstahls. Zur Stillung ihrer Aufregung bittet sie um eine Erfrischung. Eugenie holt aus dem Nebenzimmer ein Glas mit Kirchwasser, wie es ihr Vater zu trinken pflegt. Als Frau Rushton nach Hause kommt, befällt sie ein plötzliches Unwohlsein. Sie stirbt. In derselben Nacht stirbt aber auch Eugeniens Vater. Hat diesen auch nur die Aufregung getödtet, so war es keine Frage, daß Eugenie ihre frühere Dienstherrin vergiftet hatte. Der Beweggrund: die Beseitigung einer verhassten Anklägerin und der Gegnerin ihres Verhältnisses zu dem Sohne, lag nur zu nahe. Ihre Verurtheilung schien unvermeidlich und schon gab ihr Vertheidiger alle Hoffnung auf, sie zu retten. Da tritt plötzlich im Orte das Gerücht auf, daß ein Herr Charles Bernhard de Houffane sich selbst entleibt habe und daß unter seinen Papieren sich die Niederschrift eines eigenthümlichen Selbstbekenntnisses befände. Danach hatte er sich in Eugenie verliebt und strebte nach ihrer Gunst. Um diese zu gewinnen, durfte das Mädchen nicht erfahren, daß er bereits verheirathet war. Dieser Umstand war nicht ihr, wohl aber ihrem Vater bekannt, und Eugenie würde es von demselben nur zu bald erfahren haben — sein Mund mußte stumm gemacht werden. Er besuchte den Alten und mischte Gift in das gewöhnliche Getränk des Kranken. Der Zufall aber suchte sich ein anderes Opfer, ein Opfer, das auch selbst nicht ohne Schuld war. Ohne dieses Bekenntniß des Selbstmörders wäre Eugenie von Tourville, hier die Schuldloseste von allen, der Verurtheilung kaum entgangen. Sie heirathete nach Anerkennung ihrer Unschuld Arthur Rushton, lebte mit ihm in glücklicher Ehe und starb erst 1850 in Irland.

## Der Sprung im Glase.

Erzählung von Anton Freiherrn v. Perfall.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Die „Laura“ lag auf der Werft. Sie war schlimm dran, ein Engländer hatte sich im Kanal sehr ungalant gegen sie bewiesen. Man zweifelte lange Zeit, ob man überhaupt noch imstande sein werde, ihre alten, zerbrochenen Rippen wieder einzurichten. Aber der Reeder, der alte Christen Kungholt, gab nicht nach, er blieb dabei, die „Laura“ könne auch das Fliden vertragen. Sie war eine alte Liebe von ihm und an einem wichtigen Tage hatte sie einst ihren Namen erhalten, der ihm ein Stück von seinem Leben bedeutete. —

Christen Kungholt war schon nicht mehr jung gewesen, als er vor zwanzig Jahren Holde Buikstoot von den „Halligen“ geerbt hatte und mit ihrem Gelde — der alte Buikstoot war Besitzer von halb Oland, der fruchtbarsten der Inseln, und früher Vorsitzender des Seegerichtes für die „Halligen“, das hier seit alter Zeit seinen Sitz hatte — selbständiger Reeder geworden war. Um so größer war die Freude, als ihm Holde eines Tages ein echtes Nordseekind brachte, mit großen, feuchten Blauaugen, die leuchteten wie ein sonniger, freudiger Meertag. Er drückte es an seinen stacheligen Seemannsbart, schob das Primchen bei Seite und gab ihm einen saftigen Kuß, darob das kleine Korallenmündchen sich gar bitter verzog. Pöflich fuhr er zusammen, daß Holde ängstlich nach dem Kinde griff.

„Wie soll's heißen, Holde?“ fragte er in einem jähen Tone, „rasch — rasch!“

Er sah sichtlich beängstigt auf die Uhr.

Holde erschrak. „Aber lieber Mann, es hat ja noch Zeit bis zur Taufe!“

„Es hat keine Zeit! Den Namen! Den Namen!“

Er hatte die Thürklinke schon in der Hand.

„Ich dachte — aber wie gesagt — ‚Laura‘ dachte ich —“

Schon war Christen Kungholt verschwunden, er lief, was er konnte, mit seinen schiefen kurzen Beinen der Werft zu. Ein mächtiges Schiff, von Gerüsten umgeben, leuchtete von weitem in frischen, noch feuchten Farben, der lastmäßige Schlag der Hämmer zitterte melodisch klingend durch die Luft.

Christen war außer Athem. „Halt! Halt! Nicht ‚Oland‘ — ‚Laura‘,“ schrie er von weitem.

Niemand schien ihn zu hören bei dem Getöse der Arbeit. Endlich stand er vor dem Schiffe; vorn am Bug arbeiteten zwei Männer auf einem hängenden Gerüste, unter dem Vordersteven leuchtete in Messing ein mächtiges „D“ in erhabener Arbeit.

„Halt, sage ich!“ schrie er leuchtend hinauf. „‚Laura‘ soll es ja heißen! Donner und Wolken, ich kann doch mein Schiff nennen, wie ich will! Runter mit dem D, sage ich — ‚Laura‘! Hört Ihr nicht?“

Kopfschüttelnd machten sich die Arbeiter daran, das D wieder abzustemmen.

„Mit den verdammten Frauenzimmern!“ brummte der eine von ihnen. „So ein stattliches Vollschiff — ‚Laura‘!“ Der Matrose oben am Bugspriet spuckte verächtlich einen braunen Saft über Bord.

Einige Wochen später dampfte die „Laura“ zum Hafen hinaus, vollgepfropft mit kostbarer Ladung nach Indien. Und das „verdammte Frauenzimmer“ hatte Glück, zwanzig Jahre hindurch kreuzte sie zu Christen Kungholts Ehr' und Ruh' den Ocean, bis ihr vor einigen Wochen der saubere Engländer bei Nacht und Nebel in die Rippen ramte, als sie nach einer halbjährigen Abwesenheit keine fünfzig Seemeilen mehr von der Heimath entfernt war; und auch dabei hatte sie noch Glück gehabt, sonst läge sie wohl mit Mann und Maus auf dem Nordseegrund.

Jetzt wimmelte es um ihre breite klaffende Wunde wie von Sommerfliegen und da und dort bligte schon eine neue Rippe aus dem dunklen Klumpfe. Die Mannschaft der „Laura“ war durchaus nicht ungehalten über diesen unverhofft langen Aufenthalt am Lande, sondern nützte im Gegentheil, jeder auf seine Weise, diesen seltenen Umstand. Da wurden alte Freunde aufgesucht; die wohligen, längst entbehrten Freuden der Familie, des festen sicheren Hauses, des ungestörten Schlafes genossen. Da wurde Umschau gehalten in den Strandhäusern und Fischerhütten weit und breit und manch goldenes Luftschloß gezimmert. Die Zeit der Wahl ist kurz für den Seemann. Neue Schwüre wurden geschworen, alle, schon fast erlöschene Hoffnungen wieder neu belebt.

1.

Am besten von allen, darüber galt kein Zweifel, nützte die Zeit Bill Lührsen, der zweite Steuermann, indem er Hochzeit hielt mit eben derselben Laura, um derentwillen vor zwanzig Jahren das blizende D herab mußte vom Schiffsbug, mit Christen Kungholts, seines eigenen Patronen, schöner blauäugiger Tochter.

Er war schon seit zwei Jahren mit ihr verlobt, und jetzt nach seiner Rückkehr von dieser westindischen Fahrt sollte die Hochzeit sein; so war es ausgemacht, und da es Christen Kungholt einmal bestimmt hatte, so blieb das fest wie der Leuchtturm von Dungenes, obwohl der Alte ein böses Gesicht machte, als er die arme „Laura“ in den Hafen bugstieren sah. Was konnte am Ende der zweite Steuermann dafür, der Kapitän war verantwortlich, und er, Christen Kungholt, kannte ja diese verfluchten Engländer aus eigener Erfahrung!

Zu dem schmuden, durch seine Bauart und seine Reinlichkeit an Holland erinnernden Hause am Hafen von D. ging es hoch her. Christen und Holde übertrieben die Sache sogar ein bißchen, die Leute sollten nicht glauben, das Mißgeschick mit der „Laura“ habe ihnen die Laune verdorben, oder gar, sie gäben Bill Lührsen Schuld daran.

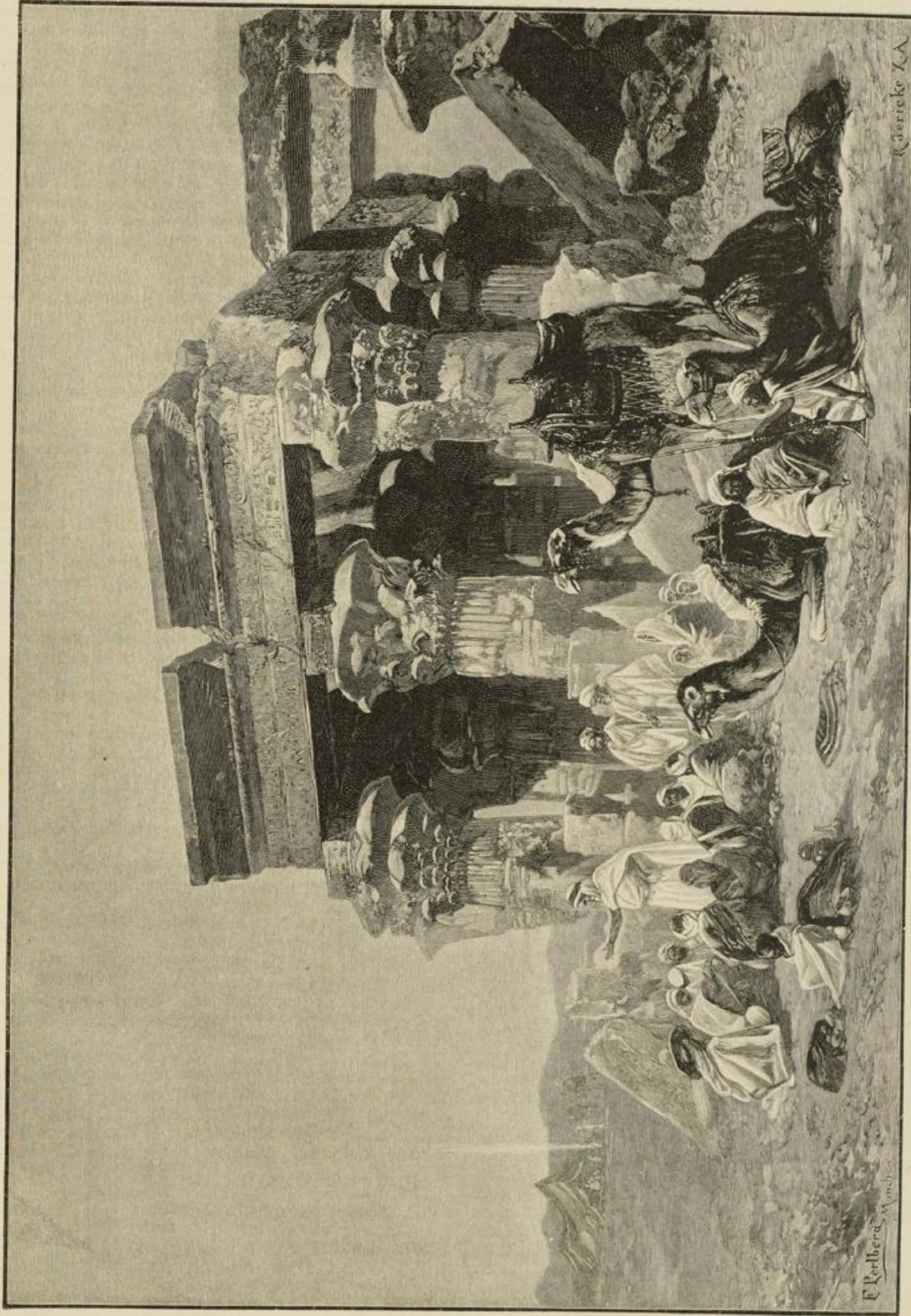
Von den „Halligen“ kamen die Wethern und Wasen, wettergebräunte, flachshaarige Männer und Frauen in kleidsamer Tracht, unter Führung von Claus Buikstoot, dem jetzigen Seerichter auf Oland, Holde's bejahrtem Bruder, alle Kungholts von D., einige Kameraden Bills von der „Laura“, Lars Tönningen, der Kapitän selbst, ein wackerer altbewährter Seemann, dem der brave Christen vor allen Leuten zeigen wollte, daß er Rebel und gewissenlose Engländer von Fahrlässigkeit wohl zu unterscheiden wisse.

Das waren die eigentlichen Hochzeitsgäste. Abends jedoch, als Feierabend draußen im Hafen war und aus den Fenstern der großen Wohnstube unten fröhliche Tanzmusik erscholl, da pochte gar manche in der Eile etwas zurechtgestuht, wenn auch nicht gerade festlich gekleidete Theerjacke an die Thür, um ihren Glückwunsch mit einem so viel sagenden Blick auf das stattliche Fäßchen Hensburger Bier, das in der Ecke stand, anzubringen, daß die Einladung, etwas zu verweilen und eines mitzutrinken, nie ausblieb. Mit der Form nahm es Christen Kungholt nicht so genau, wenn er auch gar stolz auf sein Haus und seinen Wohlstand war.

In dem lauschigen, ephenumrankten Erker, von dessen dunkler Holzdecke das Modell eines stattlichen Dreimastlers herabhing, saßen Christen Kungholt und sein Weib, das junge Paar, der Kapitän und der Seerichter beim Hochzeitswein. Lars Tönningen erzählte bereits zum dritten Male das Unglück mit der „Laura“ und wies mit drohender Stimme, auf die Bank steigend, an dem Schiffsmodell seine völlige Unschuld nach. Christen gab dann die Geschichte von einem anderen rücksichtslosen Engländer zum besten, selbst Claus, der Seerichter, ein erster stiller Mann, ward lebendig, er erzählte von dem endlosen Kampfe seines kleinen Heimathlandes mit der gierigen See, in dem er ergraut war; — da heulte der Sturm im Tafelwert, wälzten sich die weißköpfigen Wogen durch die Sturmnacht, ächzte, stöhnte das rollende Schiff, brüllte die Brandung — das hörte sich so wohligh an in dem heimlichen Erker, unter den Klängen der Tanzmusik, beim Rheinwein, der die rauhen Männer so weich machte, daß ihre Augen sich feuchteten bei Erzählung kühner Seemannsthat, heldenhaften Rettungswerkes.

Bill und sein junges Weib bildeten einen scharfen Gegensatz inmitten dieser ernstern, wetterharten Gesichter mit dem männlichen Trotz in den Jügen; für sie rollten keine Wogen, ballten sich keine drohenden Wolken, im Sonnenglanz junger Liebe dehnte sich das sanft gekräuselte Meer und blühende Küsten lachten ihnen entgegen. Bill spielte mit den schweren blonden Zöpfen seiner jungen Frau und sprach im Flüstertone, nicht von kühnen Abenteuern, sondern von ganz kleinen wichtigen, kindischen Dingen, von einem Gärtchen, welches Gemüse sie banen wollten, von Schürzen und Wändern, von seinem Lieblingsgericht, von der neuen Hauseinrichtung.

Laura hörte andächtig zu, von seinem Arm umschlungen, und die kleinen wichtigen Dinge färbten ihre Wangen dunkelroth und feuchteten ihr blaues Meerauge wie die Erzählungen kühner Seemannsthaten und der Rheinwein die der Männer.



R. Perlecke XA

F. Korbberg, München

Arabischer Mädchenzäuner.  
Nach einem Gemälde von J. Perleberg.

„Und es ist doch so, ich lasse mir's nicht nehmen, es giebt Vorbereitungen, man muß nur darauf horchen, und niemand hat mehr Gelegenheit dazu als unferneins,“ sagte erregt im Laufe des Gesprächs Kapitän Lars Tönningen. „Sie sollen nur einmal ein paar Jahre herumkreuzen mit unferneins, die gelehrten Herren, die alles wissen; da sieht und hört man allerhand zwischen Fockmast und Bramsegel, was über den Verstand geht! Manchen verstockten Kerl habe ich auf die Kniee fallen sehen zum Gebet in der Sturmnacht, oder angstvoll in die Segel gucken in der Dämmerung, wenn vom Klabaftermann erzählt wurde. Sieht sich alles anders an da draußen als unterm festen Dache — lachen Sie nicht so ungläubig, Frau Holde — es ist doch so! Ich wußte es, daß der Laura' ein Unglück zustößen werde, drei Tage zuvor wußte ich es und lauerte auf jede Gefahr wie eine Möve auf den Abfall — und doch geschah's — doch!“

Er stürzte den ganzen Inhalt des Römers hinunter.

„Doch!“ wiederholte er und seine Faust schlug drohend auf den Tisch.

Claus, der Richter, nickte ernst. Frau Holde aber schüttelte ungläubig den Kopf. Das junge Paar wurde aufmerksam.

„Und woher wußten Sie es denn?“ fragte lächelnd Laura.

„Gewiß eine recht gruselige Geschichte von einem grauen Männchen auf dem Mast, einem räthselhaften Schiffe, das vorbeifuhr, einem bleichen Meerweibe . . .“

Lars sah sehr ernsthaft drein.

„In Ihrem Alter lachte ich auch über solche Geschichten, Frau Lührsen. Wie werden Sie erst lachen, wenn ich Ihnen sage, daß es von all dem nichts war! Eine einfache armselige Rache war's, mein guter alter Kolf — Sie haben ihn ja gut gekannt, Herr Rungholt, ich nahm ihn einst auf der Südsee von einem verlassenen Wrack, das halbverhungerte Thier, ich war damals einfacher Matrose — wollten ihn sitzen lassen, die andern, ärgerlich, nichts Besseres gefunden zu haben, da nahm ich ihn zu mir. Und von dem Tage an wich Kolf nicht mehr von mir und mit ihm nicht das Glück. Das ging nur so im Sturmloof: Bootsmann, zweiter, erster Steuermann, bis ich zu Euch kam als Kapitän. Mein guter Kolf immer dabei, auf der Brücke, am Steuer, hoch oben in den Masten, auf dem Lugaus, bei Sturm und Wetter, nacht und tag. Wollt' ich verschlafen, rief er mich wach; er kannte meine Feinde; wenn er die Haare sträubte vor einem Manne, nahm ich mich in acht vor diesem. Das Wetter verstand er wie unferneins, sein Schauen war Sprechen, das nur ich verstand, aus seinen feurigen Augen leuchtete mir das Glück. Ich war immer ein bißchen abergläubisch — ganz richtig — ich hielt ihn für meinen guten Geist; ich wußte, mit meinem Kolf konnte mir nichts zustößen. — Sicherheit, Selbstvertrauen ist alles beim Seemann — in der schwierigsten Lage festigten mich die ruhigen, stetig auf mich gerichteten zwei glänzenden Augen — ich ward gesucht von den Schiffsherren, ‚der Mann hat Glück und kann was,‘ hieß es. Auch auf der Laura' begleitete mich Kolf, zehn Jahre saß er neben mir auf der Brücke, schnurrte mit dem Tosen der Bogen um die Wette und blinzelte über das Meer. Stieg ein Schiff herauf am Horizont, so erblickte er es zuerst, der Augenstern drehte sich, bewegte sich nicht mehr, den Rücken krümmte er wie vor einem Feinde. Des Nachts leuchteten seine Augen wie Phosphor, ich glaube, ihr Licht drang durch Nebel und Wetter als Warnungszeichen.“

Da kam der Morgen, wo Kolf nicht mehr um meine Füße geschlichen kam auf der Brücke. Mir wurde angst und weh — ich ließ das ganze Schiff untersuchen, ich tobte und drohte. Ein Schurke hatte ihn wohl getödtet, in das Meer geworfen — ja ich ahnte, wer es war. Ich hatte einen neuen Steward aufgenommen im letzten Hafen; Kolf haßte den Menschen vom ersten Tage an, und er täuschte sich nicht, ich ertappte den Mann bald auf verschiedenen Unehrlichkeiten — der war's! Ich setzte eine Belohnung aus für den, der den Thäter ausspiondigen machen würde, ein Schiffsjunge verrieth ihn mir — ich war nahe dran, den Kerl meinem armen Kolf als Todtenopfer nachzusenden, auf die Bitte meiner Leute sperrete ich ihn nur in die Segelkammer. In der Nacht darauf ramnte uns der Engländer in die Seite — wie ein Gespenst tauchte er plötzlich auf aus dem Dunkel — mir erstarrte das Blut — meine Hand, die das Steuer herumriß, war lahm, kraftlos — Kolf saß auf einer Speiche, zwei glühende Punkte waren auf mich gerichtet, centnerschwer schien das Rad und stemmte

sich gegen meine Hand — ein furchtbares Krachen und Splittern, Saufen, Gurgeln! — Als ich mich vom Fall erhob, war der fremde Schiff verschwunden, die Laura' aber neigte sich, ich hörte sie Wasser saugen. Ich sah zitternd nach dem Rade, Kolf war fort, ich drehte es bei, es lief leicht ohne Widerstand — No hat es gehalten, er hatte Sehnsucht nach seinem Herrn!“

„Oder Ihr habt mit Eurem Kolf Eure Entschlossenheit Eure Sicherheit verloren, Kapitän,“ meinte Frau Holde schauend.

„Und die Angst saß am Ende auf der Speiche, glogte mich an und machte meine Hände schwach, meinen Sie, Frau Holde. Es ist wahr, man soll dem Zeug nicht nachhängen, es macht den bravsten Mann verwirrt — aber das sind Anlagen, über die man nicht hinauskam, und am Ende — was sagen Sie dem dazu, Herr Buiksloot,“ wandte er sich an den alten Richter, der immerfort mit dem Kopfe nickte; die kleine Thonpfeife lag erkaltet neben ihm, so eifrig hörte er zu.

„Als die große Springfluth war, die halb Oland fraß,“ begann er mit unsicherer Stimme, „da sah man die Nacht zuvor — die Fischer beschworen es aufs Sakrament, mein Schwager selbst war dabei — einen Reiter über die Dünen jagen von Langenher, als ob er übers Wasser käme; er ritt um die Kirche und hielt an vielen Häusern; es waren unerschrodene Männer, die Fischer, sie kamen vom Abendfang, sie folgten dem Reiter, obwohl sie wußten, daß es nicht mit rechten Dingen zugeht — es gab kein Pferd auf Oland damals — doch sie konnten ihn nicht erreichen; nur wo er still gestanden hatte, war ein kleiner Wassertümpel; auch vor meinem Haus. Holgr, der Schwager, erzählte mir alles und drückte schwere Besorgniß aus; ich war damals jung und hatte ein junges, schönes Weib, ich lachte ihn an und die andern, die Nacht war kalt, und da trinkt man gern eins mehr als nöthig — die nächste Nacht kam die Fluth, mein Haus fraß sie zuerst sammt meinem jungen Weib und meiner Kinde in der Wiege — seit der Zeit lache ich nicht mehr, auch über Lars Tönningens Kolf nicht!“

Die Musik schwieg, das junge Volk drängte sich um den Erzähler — da gab es was zu hören von diesen zwei alten Seewölfen. Die Mädchen schmiegeten sich inniger an die Brust, die das Gruseln schmunzelnd sich zu nuge machten und in losen Scherzen es zu vermehren suchten. Bald zuckte einer zusammen und starrte regungslos zum Fenster hinaus, als habe er auch einen Reiter oder etwas ähnliches Gespenstiges erblickt; bald deutete einer in irgend einen dunklen Winkel mit ängstlicher Gebärde, und als plötzlich die Thür aufging und ein neues Faß Hensburger hereingerollt wurde, schrie alles jäh auf, als ob Kolf der Kater, sich hereinwälzte.

Am Eckerlich herrschte eine gedrückte Stimmung, die paßte dem alten Rungholt heute nicht.

„Mit Euren Gruselgeschichten an solchem Abend!“ brach er polternd los — „Holde, hol' mal den vom Wetter am Rhein, der vertreibt alle bösen Geister!“

„Und verschafft Tönningen vielleicht einen neuen Kater!“ spottete Holde!

Der „vom Wetter am Rhein“ kam; in den grünen Römer duftete und glänzte es.

Der alte Rungholt erhob sich. Ihm zu Häupten schwankte der Segler noch vom Tanze. Mit seiner mächtigen Stimme gab er Ruhe und sprach dann:

„Freunde! Hausgenossen! Man heirathet nicht alle Tage. Es ist ein Doppelfest, das wir heute feiern, ein großer, schwerer Tag für Christen Rungholt. Gott gebe seinen Segen! Der Mann dort, Bill Lührsen aus Bremerhaven, meinem braven Steuermann, übergebe ich heute das Beste, was ich habe — meine beiden Lauren! Die blonde, lustig aufgetakelte hier, mein Herzenskind, und die alte, wieder glücklich geheilte, draußen in Hafen.“

„Grobian!“ murmelte Frau Holde.

„Du verstehst mich schon,“ unterbrach sie der Alte. „Bill Lührsen, nochmal, es ist mein Bestes, was ich Dir gebe. Halt es wohl in Ehren, steuere beide mit fester, liebender Hand, schenk der einen Dein ganzes Herz, der andern Deinen ganzen Verstand, halte beiden Mannestreu, sie verdienen es beide. Verlasse Dich auf keinen Kolf, auf kein graues Männchen — Lars, ich mein' nicht übel — sondern nur auf Gott und Deine gesunden Sinne. Gute Fahrt mit beiden allewege, Hurrah!“

„Hurrah!“ dröhnte es im Chor gegen die Fenster. „Hurrah! Hurrah!“

Laura weinte rüchhaltlos, Bill kämpfte mit der aufsteigenden Nahrung, alles drängte sich herbei, die Gläser stießen zusammen, es war ein lustiges, harmonisches Klängen, und ein freudiger Duft stieg auf, vom Hafen herein tönten in schrillen Accord die Schiffssignale — da plötzlich — ein klangloser, gequetschter, häßlicher Ton wie ein kurzes Aufstachen —

Jedermann hörte ihn, alles sah sich fragend an. Eigenthümlich, das fröhliche Gläserklängen war verklungen, nur der eine häßliche Ton sah jedermann im Ohre. Lars Tönningen hob sein Glas gegen das Licht und betrachtete es genau — jedermann that unwillkürlich das Gleiche — dann blickte er mit seinen scharfen, kleinen Möwenaugen auf das in Lauras Händen.

„Ein Sprung im Glase!“ sagte er, mit seinen Fingern es berührend, und sein Antlitz nahm denselben Ausdruck an wie vorher, als er den Tod seines Koffs erzählte.

Laura wechselte die Farbe, ihr rosigter Finger folgte dem Sprung, der durch den hellgrünen Kömer sich zog.

„Ein böses Zeichen, heißt es, nicht wahr, Lars Tönningen?“

Dieser zog die dichten Augenbrauen bis unter das buschige Haar hinauf.

„Heißen thut es so; da erinnere ich mich —“

„Unfinn!“ fuhr der alte Rungholt dazwischen, „laß Deine Erinnerungen! Hast ein vortreffliches Schiff mit eisenfesten Rippen unter Deinen Füßen fast zerfallen sehen und wunderst Dich über einen Sprung im Glase — ja so, dort war ja der alte erschoffene Kater schuld und jetzt irgend ein anderer böser Geist, der nichts Besseres zu thun hat, als nagelneue Weingläser zu zerbrechen! Noch einmal, Kinder, Gott mit Euch — das vertragen sie nicht, die Lügengeister!“

Wieder klangen die Gläser und wieder der häßliche Ton.

Rungholt griff wüthend nach dem Glase Lauras, es in die Ecke zu schleudern; Bill fiel ihm in den Arm und nahm es zu sich.

Man machte sich lustig darüber, man machte den Vorschlag, alle Gläser zu zertrümmern, um den bösen Geist zu verwirren, doch die Stimmung war verdorben. Lars Tönningens Augenbrauen blieben dicht unter den Haaren stehen, er sprach kein Wort mehr. Claus, der Richter, warf auf Laura verstohlene Blicke, in denen es wie Mitleid aufleuchtete. Bill war ärgerlich erregt, er machte Laura leise Vorwürfe, daß sie nicht besser aufgepaßt habe.

Die Gläser waren das Hochzeitsgeschenk Claus', des Richters; Bill hatte sie selbst ausgepackt und kein Fehl war daran gewesen. Laura meinte, sie habe ja kaum angekippt an die andern Gläser. Um Lars' Mund zog sich herbes Lächeln bei dieser Aeußerung, er strich sich den grauen struppigen Bart und athmete tief auf.

Das Fest endete rascher, als man gedacht hatte, die Segenswünsche beim Abschied klangen alle so weinerlich, so furchtsam und wurden mit Leichenbittermienen gegeben.

Frau Holde entließ den Kapitän sehr ungnädig, ja, sie machte eine Bemerkung über verderblichen Aberglauben, der wohl schon manches Schiff und manchen Menschen habe untergehen lassen; dann setzte sie der Laura den Kopf zurecht, bei Bill, einem jungen Manne, hielt sie es wohl nicht für nöthig.

Allein oben in der blumengeschmückten Kammer sank Laura schluchzend an ihres Mannes Brust.

„Bill, glaubst Du daran?“

„Närchen, der Lars ist an allem schuld mit seinem dummen Geschwätz! Recht lieb haben, treu aushalten zusammen, was da kommen mag, dann kann nichts springen bei uns.“

Seine Worte klangen nicht aus voller Brust. Er nahm das Glas aus der Rocktasche und fühlte daran herum.

„Wenn ich sie nicht selbst alle ausgepackt hätte, würde ich sagen, der Sprung liege im Glase, das kommt ja vor und damit wäre die dumme Geschichte zu Ende!“

„Und der häßliche Ton, ich höre ihn noch!“ meinte Laura. „Einbildung wie der verfluchte Kater des Kapitäns auf dem Steuerrad!“

Er stellte das Glas auf den Schrank und ging unruhig in der Stube hin und her.

„Laura, ich gehe in See in vierzehn Tagen; mach's uns nicht schwerer mit solchen Gedanken.“

„Bill, ich laß Dich nicht!“

Sie klammerte sich fest an den jungen Mann. Draußen brüllte die Brandung, ein steifer West hatte sich erhoben, seiner Wasserstaub drang durch das offene Fenster, die Lichter der vor Anker liegenden Schiffe tanzten in der Finsterniß, von der See her dröhnte drohend ein Nebelhorn.

Bill schloß das Fenster, das Licht erlosch. — Von dem Schrank herunter leuchtete es grünlich wie das Auge Koffs, des Katers.

(Fortsetzung folgt.)

## Blätter und Blüten.

**Adolf Diesterweg.** (Mit Bildniß S. 772.) Wir sehen ihn vor uns, den Mann mit dem scharf geschnittenen Gesicht; gewaltige Brauen beschatteten die Augen, aus denen noch bis ins Greisenalter hinein das Feuer der Jugend leuchtete. Bis in die letzten Tage seines Lebens — er wurde am 7. Juli 1866 zu Berlin ein Opfer der Cholera — trat er mit jugendlicher Begeisterung für die Ideen ein, deren Verwirklichung er sich zum Ziel gesetzt und für die er auch gelitten hatte. Ja, gelitten! Der herbe Zug um seinen Mund läßt die Bitternisse ahnen, die ihm auf seinem Lebenswege beschieden waren, aber widrige Winde konnten ihn nicht von seinem Wege abbringen. Kühnen Bogemuth spiegelt sein Antlitz wieder, und es ist, als ob der fest geschlossene Mund sich zu dem von seinen Lippen so oft vernommenen Jurus öffnen wollte: „Durch!“ Freilich hat er sich einen großen Theil der Gegner durch die herbe Art seines Auftretens selbst geschaffen. Wo er im Volks-, insbesondere im Schulleben Mißstände entdeckte, deren Beseitigung ihm dringend zu sein dünkte, da kannte er keine Rücksichten. Von den Sachen glitt er leicht auf die Personen hinüber, und mit diesen verfuhr er nicht sehr glimpflich.

Das Leben Diesterwegs, der am 29. Oktober 1790, also vor nunmehr hundert Jahren, geboren wurde, ist in der „Gartenlaube“ wiederholt geschildert worden. Es führte ihn durch verschiedene Lehrerstellungen in Mannheim, Worms, Frankfurt a. M., Elberfeld und Mörs 1832 an die Spitze des Berliner Lehrerseminars für Stadtschulen, wo seinem Eifer, für eine Verbesserung und Veredlung des Volksunterrichts zu wirken, das weiteste Feld erwuchs. Mit hoher Begeisterung für den Erzieherberuf erfüllt, wußte er seine Jüglinge zu idealer Auffassung ihres künftigen Lebensberufs zu führen und sie mit der Kunst, geistweckend zu unterrichten, vertraut zu machen. Auch auf die bereits im Amte stehenden Lehrer wirkte er in gleichem Sinne ein. Ihren Blick lenkte er nicht bloß auf die Vorgänge in der Schulstube; er schärfte ihn auch für die Vorkommnisse draußen im Volksleben; er wußte sie zu Volkspädagogen zu erheben. Für einen Lehrerstand mit zeitgemäßer wissenschaftlicher und beruflicher Bildung beanspruchte er aber auch eine bessere amtliche und gesellschaftliche Stellung. Die Schule wollte er neben, nicht unter die Kirche, die Lehrer nicht unter, sondern neben den Geistlichen gestellt sehen. Seine Forderung, Schule und Lehrer müßten durch Fachmänner beaufsichtigt werden, harret in Deutschland heute noch fast überall der Erfüllung. Sie war es, die neben

seinem leidenschaftlichen Eintreten gegen den dogmatischen Religionsunterricht in den Volksschulen das Mißtrauen einzelner Kreise gegen ihn wachrief.

Als in den vierziger Jahren aus den höheren Regionen herab andere Winde als unter dem verstorbenen Könige Friedrich Wilhelm III. wehten, Diesterweg aber seinen Mantel nach diesem Winde zu drehen nicht gewillt war — persönliche Gegenätze zu seinem nächsten Vorgesetzten, dem Schulrath D. Schulz, kamen hinzu — da war er (1847) genöthigt, einen „längeren Urlaub“ zu nehmen, dem 1850 seine Pensionierung folgte. Aber er gab es nicht auf, für seine Ideen weiter zu wirken. Die berüchtigten preussischen Schulregulative vom Jahre 1854, welche die Bildung der Lehrer ganz gewaltig herabdrückten und durch Ueberbürdung der Volksschule mit Gedächtnisstoff einen bildenden Unterricht zur Unmöglichkeit machten, fanden in ihm ihren erbittertesten Gegner. Ihre Beseitigung, die er bereits am Anfange der sechziger Jahre nahe wühlte, sollte er nicht mehr erleben. Aber durch sein Wort, welches seit 1858 von der Tribüne des preussischen Abgeordnetenhauses herab erscholl, desgleichen durch seine Schriften hat er viel dazu beigetragen, daß die Regulative mehrfach geändert oder wenigstens in zeitgemäßer Weise ausgelegt wurden.

Wie hoch nun auch Diesterweg die durch die Volksschule zu vermittelnde Bildung ansah, so war er doch weit entfernt von dem Glauben, daß durch die Schule allein die Welt verbessert werden könnte. Siets betonte er, daß zur Hebung der sozialen Schäden noch manch anderes Mittel versucht werden müsse. Er stand schon dem Gedanken nahe, dem später Schulze-Delitzsch durch Einrichtung des Genossenschaftswesens Leben und Gestalt verlieh. Alle freiwilligen Bemühungen der Begüterten, das Los der Armen erträglicher zu gestalten, konnten seiner Unterstützung sicher sein. Auch hier zeigte er sich als echter Pestalozzianer, „Humanität“ hatte er auf seine Fahne geschrieben.

Allerwärts hat sich die deutsche Lehrerschaft gerührt, den hundertsten Geburtstag Ad. Diesterwegs festlich zu begehen. Sie feiert in ihm nicht einen Mann, der tiefinnige pädagogische Systeme erfunden hat, sondern einen gutbegnadeten Erzieher, der für die geistigen und leiblichen Befähigung des Volkes ein warmes Herz gehabt, seine eigene ideale Begeisterung für seinen Beruf in die Kreise der Lehrer getragen hat und in Charakterfestigkeit, Berufstreue und praktischem Geschick ein Vorbild für alle Volksbildner gewesen ist.

**Martin Behaims Denkmal in Nürnberg.** (Mit Abbildung S. 765.) Der Geograph Martin Behaim, der Verfasser des ersten Globus, wird stets mit Ehren genannt, wenn die bedeutenden Männer aus der ehemaligen freien Reichsstadt Nürnberg aufgezählt werden. Zwar hat das Alterthum bereits Darstellungen der Erde in Kugelgestalt gekannt; aber Martin Behaim hat diese verlorene Kunst aufs neue gefunden und damit die geographische Wissenschaft seiner Zeit bedeutend gefördert. Dies ist jedoch nicht sein einziges Verdienst, ja nicht einmal sein größtes. Er war es, der durch Verbesserung der Steuernmannskunde den Seelenten es möglich machte, sich von der Küste weg auf die hohe See hinaus zu wagen; er durchschnitt selbst auf schwankem Schiff den Ocean und betrat als Erforscher Afrikas Gegenden, die vor ihm nie eines Europäers Auge geschaunt hatte; Martin Behaim ist mit der Entdecker des heutzutage so bedeutend gewordenen Kongostroms. Damit hat er sich für alle Zeiten unvergänglichen Ruhm erworben.

Martin Behaim, 1459 in Nürnberg geboren, erhielt in seiner Jugend, obwohl zum Kaufmann bestimmt, von dem berühmten Astronomen Regiomontanus Unterricht in der Himmelskunde. Gar bald mußte er in die weite Welt hinaus; 1479 sehen wir ihn bereits in Antwerpen Handel treiben. Kaufmännische Reisen führten ihn nach Lissabon, und hier wurde er veranlaßt, seine astronomischen Kenntnisse für den portugiesischen Seebienst zu verwenden. Er wurde Mitglied einer wissenschaftlichen Kommission zur Verbesserung der Steuernmannskunde, und bald darauf machte er als sachmännischer Begleiter des Admirals Diogo Cão im Auftrage des Königs von Portugal eine Entdeckungsfahrt entlang der Westküste von Afrika mit, deren Haupterfolg, die Entdeckung des Kongo, wir bereits erwähnt haben.

Reiche Ehren wurden dem Heimgekehrten in Lissabon zu Theil; König Johann II. schlug ihn eigenhändig zum Ritter des Christusordens, und noch in demselben Jahre, 1486, verheiratete er sich mit der Tochter des flandrischen Edelmanns Jobst von Hurter, der als portugiesischer Statthalter an der Spitze einer vlämischen Kolonie auf der Azoreninsel Fayal stand. Martin Behaim lebte von jetzt an theils auf Fayal, theils in Lissabon; nur einmal rief ihn die Ordnung von Erbschaftsangelegenheiten auf ein paar Jahre, 1491 bis 1493, nach Nürnberg zurück, wo er seinen berühmten „Erdapfel“ auf Anregung und Kosten des Rathes herstellte und der Stadt als Andenken hinterließ. Dieser Globus ist noch vorhanden und im Besitze der v. Behaim'schen Familie. Martin Behaims Tod fällt höchst wahrscheinlich in das Jahr 1506 (der von seinem Sohn gestiftete Todtenschild giebt, wohl irthümlich, 1507 an); die Kirche der Dominikaner in Lissabon nahm die irdischen Ueberreste des im deutschen Hospital Gestorbenen auf.

Der Gedanke, Martin Behaim ein Denkmal zu errichten, stammt von dem ersten Bürgermeister der Stadt Nürnberg, dem Freiherrn D. von Stromer; die Durchführung des Gedankens nahmen die städtischen Behörden in die Hand. Der Schöpfer des vorzüglich gelungenen Standbildes ist Professor Hans Köhner in Nürnberg, der Erzzug wurde ebenfalls einem Landsmanne, dem Erzgießereibesitzer Professor Lenz, übertragen. Martin Behaim ist als Ritter des Christusordens dargestellt, an seiner Seite den wohlbekannten „Erdapfel“. Zwei allegorische Figuren, Symbole des Handels und der exakten Wissenschaften, schmücken den Sockel, welcher letzterer nebst Piedestal nach dem Modell von Köhner von Bildhauer Joh. Suter zur Ausführung gebracht wurde. Am 17. September,

einem prächtigen Herbsttage, wurde das Denkmal in feierlicher Weise enthüllt. Die weisvolle Festrede hielt Professor Günther aus Wundem, dem wir auch ein vortreffliches Werk über Martin Behaim (Bücherverlagsbuchhandlung, Bamberg) verdanken. Franz Dittmar

**Der Apfel des Paris.** (Zu dem Bilde S. 760 u. 761.) Schicksalreicher kein ist ein schwieriges Amt, das hat schon der alte Paris erfahren. Deshalb sieht auch sein geistlicher Nachfolger in schwerem Bedenken und schaut starr hinüber nach den drei Grazien am Brunnen. Sie geben sich den Anschein, nicht auf die päpstliche Soldateska zu achten, die hier im Hof der Citeria ein geräuschvolles Mahl abgehalten hat, sie haben doch eine hübsche Zeit gebraucht, um ihre Kräfte zu füllen, scheinbar unbefangen plaudernd sich in graziosen Stellungen den Heroffizieren zu zeigen. Und diese sind so gespannt auf den köstlichen Speise wie sich das Pfäfflein schließlich aus der Klemme ziehen wird, daß sehr gegen ihre Gewohnheit, ohne Wort und Wink den Schönen gegenüber verharren. Wer wird den Apfel erhalten? Die braune Zuno dem stolz erhobenen Haupt, die lächeln blickende Pallas zu ihrer Rechten oder die sanftergebendete Dorfapfrodite, welche, um den Sieg zu schleunigen, sich scheinbar zum Gehen wendet? Sie selber sind in n minderer Spannung als die männlichen Theilnehmer der Scene, die

verschiedenen Graden des Interesses Wohlgefallens herüber lugen. Ganz gleichgültig verhalten sich nur die ruhig freisittromme Gesein und — die alte Wittwe, welche in den unruhigen Kriegsjahren schon allzuviel derartige Kurzweil gelebt hat, um sich besonders dabei aufzuhalten. Sie ahnt nicht einmal, wie malerisch die alte Locanda ist, und wie reizvoll das ansteigende Bergquell über ihrem wilderten Garten in den Himmel hebt.

**Arabischer Märchenzerfäher.** (Zu dem Bilde S. 769.) Zwei kleine Tagereiter unterhalb der weltberühmten Nilinsel liegt auf hohem Dufur des Heiligen Stemes eine einsame Tempelruine von mannichfaltigen Formen, der letzte Ueberrest einer altägyptischen Stadt, dem Meinen bekannt als der Tempel von Kom Om. Der unabhängig an den Uferbergen nagen Nil hat die vorgelagerten Thorbauten Tempels längt zu sich herabgezogen, rückwärts drängt unaufhaltbar der Wüstland nach und schiebt sich höher und höher. Nur ein Saal mit fünfzehn gewaltig reichverzieren Säulen ragt noch empfeucht Zeugniß ablegend von der Macht und dem Kunstsinne der Ptolemäerfürsten, ihrer Erbauer.

Am Fuße dieser tausend Jahre alte Ruine hat sich eine malerische Gruft gelagert. Eine Karawane ist's, die von Assuan gen Norden zieht; sie hat in ihrer Mitte einen jener sagenkundigen Männer, denen der Orientale so gerne lauscht, wenn sie in blumenreicher Sprache und mit den lebhaftesten Gebärden ihre wunderbaren Märchen erzählen, in denen der ganze phantastische Reiz des Morgenlandes mit seiner Gluth der Farben und in der Sinne sich spiegelt. Etwas abseits drüben liegen die Felte der Reisende, aber sie selbst haben sich herüber gemacht nach dem alten Tempelbau, braunen, ernten Männer, als sagte ihnen eine innere Stimme, daß hier der richtige Platz sei, sich in die Welt der Sage zu versenken.

**Kleiner Briefkasten.**  
A. B. und A. Z. in St.-ville, Ohio. Die Dienstzeit eines solchen freiwillig tretenden Wehrmanns beträgt drei Jahre.  
Uictoria in R. und Julius R. in Wien. Wir bitten Sie um Angabe Ihrer näheren Adresse, damit wir Ihnen direkt antworten können.

**Inhalt:** Sonnenwende. Roman von Marie Bernhardt (10. Fortsetzung). S. 757. — „Stechgramm.“ Bild. S. 757. — Der Apfel des Paris. Bild. S. 760 u. 761. Die Dstjalen. Von Alfred Edmund Bredm (Schluß). S. 763. — Unschuldig verurtheilt! Beiträge zur Geschichte des menschlichen Irrthums. I. Von Fr. Heibig. S. 763. — Martin Behaimdenkmal in Nürnberg, entworfen von Hans Köhner. Bild. S. 765. — Der Sprung im Glase. Erzählung von Anton Freiherrn von Beroll. S. 768. — Arabischer Märchenzerfäher. Bild. S. 769. — Witter und Wäthen: Adolf Diecklerweg. S. 771. (Mit Bildnis S. 772.) — Martin Behaims Denkmal in Nürnberg. Von Franz Dittmar. S. 772. (Zu dem Bilde S. 765.) — Der Apfel des Paris. S. 772. (Zu dem Bilde S. 760 u. 761.) — Arabischer Märchenzerfäher. S. 772. (Zu dem Bilde S. 769.) — Kleiner Briefkasten. S. 772.

Sieben ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

# Gartenlaube-Kalender für das Jahr 1891

Sechster Jahrgang. 15 Bogen 8°. Mit zahlreichen Illustrationen.

Preis in elegantem Ganzleinenband 1 Mark.

Der Gartenlaube-Kalender 1891 enthält Novellen und Erzählungen von W. Heimbürg, Hans Arnold u. v. belehrende und unterhaltende Beiträge beliebter Autoren, Illustrationen von bedeutenden Künstlern.

Die früher erschienenen Jahrgänge 1886—1890 des Gartenlaube-Kalenders sind zum Preise von je 1 Mark ebenfalls noch zu haben. Bestellungen wolle man der Buchhandlung übergeben, welche die „Gartenlaube“ liefert. Postabonnenten erhalten den „Gartenlaube-Kalender“ in den meisten Buchhandlungen, oder gegen Einsendung von 1 Mark und 20 Pf. (für Porto) in Briefmarken direkt franco von der

Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaction von Adolf Krüger. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von H. Wiede in Leipzig.